

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,

Die Freiräume und Wahlmöglichkeiten, die die Moderne eröffnet, sind auch „riskante Chancen“. Das Thema der klassischen Liebesliteratur war: Sie können zusammen nicht kommen. In der modernen Literatur wird ein anderes Thema daraus: Sie können zusammen nicht leben. Dieter Wellershof charakterisiert das so: „Damals liefen die Liebenden gegen die Wände der Institutionen, heute waten sie im Sumpf einer Glücksideologie.“ Je mehr andere Bezüge der Stabilität entfallen, desto mehr wird von Partnerschaft und Familie erwartet, dass sie dem Leben Sinn und Verankerung geben. Damit kann das, was als Gewinn an Freiheitsräumen erscheint, unter der Hand wieder zerrinnen. Die Freisetzungprozesse tragen ein Doppelgesicht. Sie werfen Fragen auf:

- Soll die Frau berufstätig sein, ja oder nein, ganz oder nur halbtags?
- Soll der Mann geradlinig Karriere machen, partnerschaftlich Berufs- und Familienaufgaben teilen oder gar die Position des Hausmanns übernehmen?
- Will man (und Frau) Kinder, ja oder nein, wann und wieviele?
- Wenn ja, wer sorgt dann für die Erziehung? Wenn nein, wer muss dann verhüten?

Die Wahrscheinlichkeit wächst, dass hier oder da, früher oder später, die Partner zu unterschiedlichen Antworten kommen. Hin oder her, je nachdem wie die Entwicklung der Geschlechterfrage in der Moderne von Einzelnen beurteilt wird. Mit der Individualisierung auch im weiblichen Lebenslauf, an dem Punkt etwa, wo Frauen sich nicht mehr ungefragt auf die Rolle der Allein-Erziehenden festlegen lassen, entsteht ein Trend. Er lässt sich auf die Formel bringen: Im Zweifelsfall gaben früher die Frauen ihre Hoffnungen auf. Heute dagegen halten sie an den Hoffnungen fest - und geben die Partnerschaft auf! Ohne Zweifel, Partnerschaft heute - für viele scheitert sie. Solcher Wandel beeinflusst Familien. Gleichzeitig ist wahr, dass die Sehnsucht nach Familie, nach Geborgenheit ungebrochen ist. Diese Entwicklung gilt es differenziert wahrzunehmen. Welche Aufgaben kommt Familienbildung in diesem Kontext zu? Dieses Heft geht den Spuren nach, stellt Fragen, wagt Antworten.

Dr. Alexander Dieter Myhsok
Vorsitzender

Dr. Irme Stetter-Karp
Leiterin

Vorwort	1
Inhalt	2

Realitäten wahrnehmen

Michael Krämer, Zwischen Gefährdung und Sehnsucht. Familie in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur	4
Michael Graff, Familie im Film	16
Achim Battke, Familie im Wandlungsprozess. Soziologische Anmerkungen	22

Grundsätzliche Orientierungen

Hans-Günter Gruber, Grundhaltungen gelingenden Ehe- und Familienlebens	35
Mechthild Alber, Im Anfang war das Wort... Kommunikation in der Familie	43
Anna Elisabeth Jäger, Konzept einer Eltern- und Familienbildung. Versuch, die Veränderung der Familienformen in kirchlicher Bildungsarbeit zu thematisieren.	48
Otto Baur, Arche - Adler - Netz. Biblische Bilder für die Berufung der Familie	59
Johanna Rosner-Mezler, Familie = Vater, Mutter, Kind - oder? Einelternfamilien als Adressaten in der Familienbildung	67
Winfried Vogelmann, Rollenwandel in Partnerschaft und Familie: Wo bleiben die Männer?	72

Erfahrungen

Hubert Pfeil, Miterzieher . Eine Karikatur in Worten	74
Renate Weiß-Kreidler, Familienbildung im ländlichen Raum . Erfahrungen aus der Praxis des Katholischen Bildungswerks Kreis Biberach	76
Walter Freitag, Formen von Familienbildung . Erfahrungen aus der Praxis des Katholischen Bildungswerks Kreis Göppingen	82
Inge Buck, Familienexerzitien . Chance für intensive religiöse Bildung	86
Hubert Pfeil, Erscheinungs-Bilder von Partnerschaft	92
Renate Oetker-Funk, Zentrale Probleme von Ehe und Familie heute . Er- fahrungen aus der psychologischen Beratung - Impulse für die Erwachsenen- bildung	97
MitarbeiterInnen dieses Heftes	111
Veröffentlichungen	112
Impressum	Rückumschlag

Michael Krämer

Zwischen Gefährdung und Sehnsucht

Familie in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

Vorbemerkung

Gleich, ob in der Buchhandlung oder im Internet: Wer nach „Familie“ fragt, bekommt Ratgeber ohne Zahl genannt bzw. frisch auf den Bildschirm. Von der Schwangerschaftsberatung bis zum Schlaflied für die Kleinen, vom Krisenmanagement im Säuglingsalter bis zur paradoxen Intervention während der Pubertätszeit: Alles ist abrufbar – im Buchhandel oder im Netz der Netze.

Offensichtlich braucht Familie derzeit Rat. Aber guter Rat ist eben teuer: Und deshalb gibt es unzählige Ratgeber für Familien in allen Lebens- und sogar Sterbenslagen, an denen sich Verlage und Autoren eine goldene Nase verdienen.

In einem Versuch über die Darstellung von Familie in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur hat ein solcher Anfang deshalb Platz, weil es der Literatur immer in erster Linie um Sprache geht. Das literarische Erzählen ist exemplarisches Erzählen in einer Gesellschaft, die ansonsten dem Erzählen wenig Raum bietet. Exemplarisches Erzählen ist Literatur insofern, als sie das Alltagserzählen

nicht ersetzen, wohl aber die dem Erzählen innewohnende sprachliche Wahrnehmung erweitern und stärken kann. Zentral ist Sprache Kommunikationsmittel. Und im Kontext von Kommunikation hat Erzählen seine besondere Bedeutung, weil es traditionsstiftend ist, Lebensmodelle anbietet und zugleich Zusammengehörigkeitsgefühl bildet. Vom Paar bis zur größeren Gruppe brauchen Menschen, wenn sie miteinander auskommen wollen, derlei Erzählungen, die ihnen das Leben erschließen und zugleich in der gemeinsamen Kenntnis und im Umgang mit ihnen das Bewusstsein von Zusammengehörigkeit schaffen.¹

Literatur macht in ihrer besten Form auf diese Zusammenhänge aufmerksam, sie schafft Ein- und Abgrenzungen und konstruiert versuchsweise neue Sprachspiele,

¹ Es ist ja nicht von ungefähr, dass Religionen, und zwar nicht nur die sog. Offenbarungsreligionen, sondern auch Hinduismus und Buddhismus von Geschichten und Legenden leben. Und jedes Paar, das auf eine gemeinsame Zeit zurückblicken kann, wird die Erfahrung gemacht haben, dass es kleine Geschichten gibt, zumal aus der Anfangszeit, die immer wieder erzählt werden.

die der Identifikation, dem Erkennen und Weiterdenken dienen können.

Wenn heute jemand genauer nachfragt und wissen will, ob denn das Thema „Familie“ auch in der (deutschsprachigen) Belletristik vorkommt, so wird sein Fragen im Buchhandel mit Kopfschütteln und im Internet mit einem leeren Bildschirm belohnt. Gibt es also das Thema Familie nicht in der Gegenwartsliteratur? Dass die Nähe und Anziehung zwischen Mann und Frau, zwischen zwei Menschen ein Thema der Literatur sind, ist bekannt. Liebe motiviert die Literatur seit den alten Mythen, seit dem Schirhaschim, dem Hohenlied, seit dem Minnesang und der niederen Minne bis heute.

Aber Familie hat etwas mit dem planen Alltag zu tun, mit Windeln-Wechseln und häuslicher Krankenpflege, mit Kochgeruch und Putzklumpen und ist eben nicht nur für Highlights gut: Wer sollte sich darum scheren?

Ein kleiner Ausflug in die Geschichte

Lieben und Sterben, „die zwei Flügel des Lebens“ (Kunert), Liebe und Tod bewegen die Dichtung seit ihren Anfängen. Die Beziehung zwischen Mann und Frau, meist in einer eher desaströsen Form, prägt über weite Strecken schon die griechische Mythologie². Familie, also die

² Der fremdgängerische Zeus, die eher langweilige Ehe zwischen Zeus und Hera, die unentwegt gebrochene Ehe zwischen Hephaistos

Erweiterung der Mann-Frau-Beziehung um Kinder, wird eher selbstverständlich vorausgesetzt. Die Eltern-Kind-Beziehung spielt im allgemeinen eine untergeordnete Rolle.³ Und vielleicht ist es wichtig, an dieser Stelle daran zu erinnern, dass unser gegenwärtiges Familiendenken und Familienbild keine 250 Jahre alt ist, dass Familie vorher in erster Linie eine Versorgungs- und Funktionalgemeinschaft und die Gründung einer Familie weniger von Zuneigung und Liebe als von gewissen materiellen Voraussetzungen abhängig war.

Auch die Bibel liefert hier keineswegs idyllische Bilder: Adam, Eva, Kain und Abel: Das endet im Brudermord. Und in paradiesischen Zeiten kamen Kinder nicht vor. Joseph, Maria und Jesus: Nach biblischen Berichten nicht einmal eine „echte“, also biologisch verwandte Familie. Und die familialen Beziehungen im

und Aphrodite ebenso wie die Sehnsucht schöner Nymphen nach Menschenmännern spiegeln die irdische Befindlichkeit der Mann-Frau-Beziehung. Und das Thema „Familie“ findet sich in ebenso destruktiver Weise in der „Medea“ wieder, obgleich das nicht das zentrale Thema dieser Tragödie ist.

³ Die Odyssee/Telemachie mag als Beispiel dafür gelten ebenso wie das Verhältnis des Agamemnon zu seinen Töchtern. Ein vergleichbares literarisches Motiv findet sich auch in der Abraham-Isaak-Geschichte der Bibel. Ein schönes Beispiel ist auch der „Parzival“ des Wolfram von Eschenbach. Auch hier kommt die Mutter-Sohn-Beziehung zur Sprache, allerdings nicht als zentrales Motiv, sondern im Sinne einer Verortung des Helden in der Welt.

davidischen Königshaus hätten selbst einen Zeus vor Neid erblassen lassen können.

Märchen sind ja gewissermaßen die Erben des Mythos, jedenfalls finden sich dort in gewandelter Form eine Reihe mythischer Motive wieder. In den Märchensammlungen des 19. Jahrhunderts, insbesondere in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm hat sich im Blick auf Familie eine Wende vollzogen: Hier gibt es nicht mehr nur die Liebe zwischen Mann und Frau, sondern genauso die Liebe zwischen Eltern und Kindern; hier wird bereits ein emotional gefärbter Familienkontext sichtbar.⁴ Und gleichzeitig wird hier ein von Gehorsam und Aufrichtigkeit gekennzeichnetes Kinderverhalten modelliert („Schneeweißchen und Rosenrot“)⁵.

⁴ Als Beispiel sei das Märchen „Brüderchen und Schwesterchen“ genannt, das zum einen die Geschwisterliebe zeigt, gleichermaßen auch die Liebe zwischen den Eheleuten und die Liebe der Mutter zu ihrem Kind („Was macht mein Kind, was macht mein Reh...“)

⁵ „Schneeweißchen und Rosenrot“ ist ein typisches Biedermeiermärchen, ein von den Grimms selbst erfundenes Kunstmärchen, in dem bis in die Sprache hinein kindliches Wohlverhalten demonstriert und modelliert wird. Überhaupt verändern sich Sprache und Inhalt der Märchen mit der Umbenennung von „Volksmärchen“ in „Kinder- und Hausmärchen“. Sexualität, Gewalt und Inzest werden sprachlich verdeckt oder entfernt. Übrig bleiben Geschichten, die moralischen Anspruch zu erheben scheinen, obgleich genau dies niemals das Ansinnen der Märchen war. Märchen waren immer eine Form der Lebens- und Weltdeutung und eine Form des Kommunizierens

Auch die Situation der alleinerziehenden Mutter wird thematisiert, und die Erleichterung dieser Situation durch besonders „folgsame“ Kinder (im gleichen Märchen).

Da Märchen und Mythos psychisches Geschehen nicht *expressis verbis* darstellen, sondern es in eine besondere Sprache der Bilder verwandeln und auf diese Weise anschaulich werden lassen, da gerade auch die Beziehungsmärchen eine gewisse Zeitlosigkeit haben und eher menschliche Grunderfahrungen spiegeln, lässt sich aus ihnen wenig über die reale Situation von Familien, bzw. über das Beziehungsgeschehen in Familien ableiten. Eher sind sie so etwas wie ein Traumspiegel, in dem ich als Mensch meiner eigenen Eltern- und Kind-, meiner Mann- und Frau-Anteile und Beziehungskonstellationen ansichtig werde.⁶

Die „zwei Flügel des Lebens“ treiben die Literatur auch des 20. Jahrhunderts voran. Ob *Thomas Mann* oder *Hermann Hesse*, ob *Heinrich Böll*, *Max Frisch* oder *Günter Grass*, *Peter Handke*, *Botho Strauß*, *Adolf Muschg* - um nur einige wenige zu nennen - sie alle nehmen die Motive von Liebe und Tod, von Lieben und Sterben auf und verwandeln sie in zum Teil hoch komplexe Texte, die nun

über die eigene Befindlichkeit in vorpsycho-
logischen Zeiten.

⁶ vgl. hier die tiefenpsychologischen Märcheninterpretationen z.B. von Drewermann oder Jellouscheck

auch die Psychologie des Beziehungsgeschehens ausdrücklich einbeziehen.⁷

Auch die Lyrik kreist weiterhin um diese Motive: *Brecht* (Die Liebenden, Erinnerung an Mari A.), *Celan* (Corona), *Bachmann* (Die gestundete Zeit), *Kaschnitz*, *Meckel* (Säure), *Kunze* und *Kunert*, *Biermann* und *Sarah Kirsch* (auch dies nur wenige Beispiele) schreiben die Motivgeschichte der Liebe fort und geben eher dem Liebesleid als der Lust sprachlichen Ausdruck.

Es gibt auch die Vater-Tochter-Beziehung in der Lyrik (so scheint es jedenfalls):

DRILL

kere – bitten
kerekere – betteln
(wörter der fidschiinsulaner)

Die sprache der fidschi, heißt es, zeugt
Von niederer kultur:
sie beruht
auf dem prinzip der wiederholung
Daher , tochter:
Marschmarsch!

*Rainer Kunze*⁸

Dieses zu DDR-Zeiten geschriebene Gedicht scheint zuerst ein „Erziehungsgedicht“ zu sein, also den Umgang zwi-

schen Vater und Tochter zu thematisieren. Schon der Titel macht jedoch deutlich, dass diese Beziehung hier als Mittel genutzt wird, um den Sprachverfall im totalitären Staat zu verdeutlichen. Erst recht für jeden Leser in der DDR dürfte deutlich gewesen sein, dass es hier mitnichten um das Vater-Tochter-Verhältnis geht, sondern um die Desavouierung der militärischen Sprache als „von niedriger Kultur“.

Natürlich gibt es das Thema „Eltern-Kind“ in der Literatur des 20. Jahrhunderts. Ein Beispiel dafür ist *Kafkas* „Brief an den Vater“. Aber es bleibt vereinzelt, es lässt sich nicht als Trend ausmachen. Das änderte sich erst als Mitte der 70er Jahre die sogenannte „Neue Innerlichkeit“ in die Literatur Einzug hielt.

Die Wiederentdeckung der Innenwelt

Der erste „psychologische Roman“ deutscher Sprache erschien 1785 bei Friedrich Maurer in Berlin: „Anton Reiser“, von *Karl Philipp Moritz*. Von den Motiven her findet sich in diesem Roman bereits alles, was auch jenen Teil der Literatur der „neuen Innerlichkeit“ beschäftigt, die sich mit der Eltern-Thematik und der eigenen Sozialisationsgeschichte auseinandersetzen: Religiöse Kindheitsgeschichte, eigene Emanzipations- und Freiheitsgeschichte, Bedeutung des Elternhauses für die Entwicklung, Strafe und Schuld etc.

⁷ Es wäre z.B. spannend, die Nachkriegsliteratur in Deutschland unter diesem Aspekt zu untersuchen (Borchert und Böll, auch den frühen Grass etc.)

⁸ Zimmerlautstärke, Frankfurt 1972, 16

Die späten 60er Jahre brachten für die deutschsprachige Literatur mit der Politisierung zugleich einen großen Schub an Unsinnlichkeit. Literatur lässt sich eben nur gebrauchen um den Preis der Sinnenleere (und damit letztlich auch der Sinnleere). Es ist zum Teil sicher der Selbstfindungsliteratur der Frauenbewegung zu verdanken, dass Mitte der 70er Jahre die Wiederentdeckung des eigenen Ich in der deutschsprachigen Literatur gelang. Zu den Büchern in diesem Umfeld gehören u.a. *Peter Handke*, *Wunschloses Unglück*⁹: Die Auseinandersetzung Handkes mit der Geschichte seiner Mutter, oder auch *Christoph Meckles* Auseinandersetzung mit seinem Nazivater, unter dem Thema „Suchbild“¹⁰ erschienen. Als dann von *Peter Handke* „Die Stunde der wahren Empfindung“ erschien, ein Roman, der eine biographisch verortete Trennungsgeschichte erzählt und dabei auch die Situation der gemeinsamen Tochter mitberücksichtigt, taucht seitens der Literaturkritik gleich der Kitsch-Vorwurf auf: In dieser Weise, so heißt es, lässt sich über eigene Erfahrungen offensichtlich nicht sprechen. Tatsächlich stellt dieser Roman einen Anfang männlichen Nachdenkens über und Erzählens von Beziehungs- und Familiengeschichte dar. Ein ähnlicher Kitschvorwurf hatte übrigens zuvor schon *Karin Struck* ge-

troffen anlässlich ihres 1975 erschienenen Romans „Die Mutter“.

Nora will ihre Mutter suchen und erschaffen, eh sie stirbt oder Selbstmord begeht. „Mutter ist jene, die ihren eigenen Leib zu essen gibt. Die Macht der Mutter über das Kind, in seinem frühen Stadium, ist absolut. Das Kind wächst wie Korn unter den Händen der Mutter heran: wie ein Haustier vollführt es die Bewegungen, die sie ihm erlaubt. Es gibt keine intensivere Form von Macht.“ Nora denkt, Mutterliebe ist nicht einfach da, wie Schreibenkönnen nicht einfach da ist. Was ist Mutterliebe? (...) Erst als sie selber schwanger ist, wird sie aufmerksam auf die anderen Schwangeren (...) Muss sie am eigenen Leib erfahren, um sehen, um schreiben zu können? Muss ihr denn wie einem Kind alles in essbarer Form dargeboten werden?

*In dem Buch „Wunschloses Unglück“ liest sie: die Mutter nahm ihr Geheimnis mit ins Grab. Nora will nicht, dass ihre Mutter ihr Geheimnis mit ins Grab nimmt.*¹¹

Die Entdeckung familialer Bezüge durch die Literatur ist der auf „Rechts-Links-Schemata“ eingeschworenen Literaturkritik verdächtig. Denn zugleich mit dem Thema Familie kommt oft genug auch das Thema „Heimat“ mit ins Spiel, so auch in Strucks Buch, und dieses Wort schien seit den 50er Jahren besetzt durch

⁹ Frankfurt a.M. 1972

¹⁰ Düsseldorf 1980 (Im Motto findet sich ein Zitat von Günter Eich: „Die Scham, dass der Überlebende recht hat, enthoben der Entscheidung und mit dem Hochmut des Urteils“)

¹¹ Karin Struck, *Die Mutter*, Frankfurt a.M. 1975, 7

die politisch sehr eindeutig angesiedelten Verbände der „Heimatvertriebenen“.

Was erst später verständlich wurde, war indes, dass es hier um eine vorsichtige Wiederaneignung nicht nur eines Wortes ging, dass vielmehr die zusehends komplexer gestaltete Welt, die sich eben nicht mehr in der Schwarzweißmalerei politischer Zaubersprüche erklären ließ, es notwendig machte, nach heimatlichen Orten Ausschau zu halten. Allerdings konnte dies offensichtlich nicht auf naive Weise geschehen. Die in den Kind-Eltern-Geschichten zurückeroberte Vergangenheit der eigenen Kindheit stellte zumeist auch eine Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit dar.

Es zeigte sich in dieser Literatur, dass die Familiengeschichten in Deutschland gebrochen sind durch die Zeit des Nationalsozialismus und dass auch die menschlichen Beziehungen durch diese Geschichte tangiert sind. Und nun reichte es nicht mehr aus, der alten „Familienidylle“ den Vogel zu zeigen und sie als bürgerlichen Mief zu entlarven (*Degenhardt*, Sonntag in der kleinen Stadt). Nun galt es, um der eigenen Identität willen, sich mit diesen Familienbeziehungen auseinanderzusetzen.

Mitte bis Ende der 80er Jahre kommen dann Romane und Berichte zum Vorschein, die sich in der Folge der Psychologisierung des Alltags ausdrücklich mit der eigenen Sozialisationsgeschichte befassen. Eines der ersten in diesem Zu-

sammenhang war bezeichnenderweise kein literarischer Text, sondern eine analytische Selbsterkundung: *Tilman Moser*, „Gottesvergiftung“. Es folgten von *Jutta Richter* „Himmel, Hölle, Fegefeuer“, von *Klaus Stiller* „Weihnacht“ und „Das heilige Jahr oder von Michael Kraneis Erde und Himmel“, all dies Kindheitsgeschichten, die in einem noch stark konfessionell religiös geprägten Nachkriegsdeutschland spielen und eher eine Leidensgeschichte der Kindheit als eine Befreiungsgeschichte darstellen.

Das Eltern-Kind-Verhältnis stellt sich in diesen Büchern als autoritär strukturiert oder gar nicht vorhanden dar. Bisweilen (wie z.B. bei Stiller) hat die Art der Darstellung stark zynische Züge, an denen die Beschädigungen, die aus einer solchen Kindheit resultieren, fühlbar werden.

In ganz anderer Weise, nämlich aus der Perspektive der Frau-Mann-Beziehung, gehen Ende der 80er Jahre einige Romane das Thema Familie an. Im gleichen Jahr (1989) erschienen: *Elfriede Jelinek*, *Lust*, *Botho Strauß*, *Der Kongress* und *Jürg Federspiel*, *Geographie der Lust*.

Alle drei zeichnen sich durch eine ausdrückliche Thematisierung von Sexualität aus: Botho Strauß auf der Suche nach Worten für sexuelle Bezüge, Federspiel mit einer wunderbaren Ironisierung männlichen Machogehabes und Jelinek mit einer Versprachlichung des Ehe-Alltags und der Eltern-Kind-Beziehung, die bisweilen die Grenze des Ekels über-

schreitet und gerade auf diese Weise die Augen öffnet für die alltägliche Gewalt in Familien.

*Die Frau liegt weitoffen, weltoffen auf dem Boden, glitschige Eßwaren über sich gebreitet, und wird gesteigert um einen Effekt und mehrere Effekten. Nur ihr Mann handelt mit ihr und handelt ganz allein (...) Wie ein Frosch muss die Frau ihre Beine seitlich anwinkeln, damit der Mann in sie möglichst weit, bis ins Landesgericht für Strafsachen, hineinschauen und sie untersuchen kann. Sie ist vollgeschüttet und vollgeschissen von ihm, muss aufstehen, die letzten Hülsen auf den Boden fallen lassen und einen Hausschwamm holen gehen, den Mann, diesen unveröhnlichen Feind ihres Geschlechts, von sich und dem Schleim, den sie hervorgerufen hat, zu säubern...*¹²

Nach dem Erscheinen dieser Bücher, so scheint es, war zunächst über Männer, Frauen und Familien wenig mehr zu sagen. Allenfalls behutsame Beziehungsgeschichten, Erzählungen von verlorenen Lieben, von Liebe im Alter etc. sind zu finden, als ob die Generation der „Lust“ die Sprache verloren hätte, bis eine neue

Generation von AutorInnen sich des Thema annimmt.

Neue Unbefangenheit

„Und jetzt wollen wir man schön feste pressen, gell Frau Schmidt.“

Das kleine Arschloch, das sich anmaßt mit gemeinsam pressen zu wollen, heißt Dr. Wiedmann und ist an sich so ziemlich der unsympathischste und unleckerste Kerl, der mir in den letzten Jahren über den Weg gelaufen ist. Dummerweise befinde ich mich in einer Unterleibsabhängigkeit von eben diesem Oberlehrertyp mit der Ausstrahlung einer alten Socke. Er riecht leider auch ähnlich (...)

„Ich glaube ihre Frau braucht ein Press-Päuschen, Herr Schmidt – flutscht nicht so, das Ganze, lustwandeln sie doch noch mal ein Weilchen über den Flur“, höre ich den promovierten Muffkopp zu meinem Christoph sagen.

„Hallo, ich entbinde nur, mein Gehirn ist noch intakt, und wenn hier gleich was flutscht, dann meine Hand in dein Gesicht“, will ich rauspressen, aber schon der Gedanke an Pressen verbietet sich. Gottergeben zerrt mich Christoph von der Entbindungsliege und redet betont munter auf mich ein. „Schau mal, gleich haben wir’s, noch ein halbes Stündchen schön konzentriert, und dann schwupp..“ Fehlt bloß noch dass er sagt: „Sei ein braves Mädchen“.¹³

¹² Elfriede Jelinek, Lust, Reinbeck 1989. Die hier wiedergegebene Stelle ist eine der eher noch lesbaren. In ähnlicher Weise wird übrigens auch das Mutter-Sohn-Verhältnis angesprochen; und der Seitensprung der Mutter mit einem Studenten entbehrt ebenfalls jeder Form der Zärtlichkeit: Sexualität zwischen Mann und Frau, das Beziehungsgefüge in der Familie: alles ist von Gewalt präformiert.

¹³ Susanne Fröhlich, Frisch gepresst, Frankfurt 1998 5-7 (mit Auslassungen (...))

Da hat sich in der Art der Wahrnehmung wie der Darstellung etwas verändert: Wenn heute von Familie erzählt wird, dann meist nicht mehr mit der Schwere der Nachkriegsgeneration, dann greift inzwischen ein neuer, unbekümmerter Ton, und dieser Ton wirkt – meist jedenfalls – keineswegs oberflächlich sondern ist zum Teil ausgesprochen poetisch reizvoll.

Es ist insbesondere die Generation der nach 1960 Geborenen, die sich in dieser Weise mit dem Thema Kindheit und damit auch mit dem Thema Familie beschäftigen. Während *Susanne Fröhlich* mit katastrophischem Witz Beziehungs- und Familiengeschichte aus der Perspektive der Frau erzählt und dabei die Tölpelhaftigkeit von Männern genießt, gehen andere Autorinnen und Autoren mit dem Blick der Kinder an diese Thematik heran.

Bereits 1990 erschien die Debüt-Erzählung von *Birgit Vanderbeke* „Das Muschelessen“. Erzählt wird in einem damals noch stark an Thomas Bernhard orientierten Stil die Geschichte von Mutter und Kindern, die zum Abendessen auf den Vater warten und derweil sich das Mahl besehen, das da bereitet ist: Muscheln, die niemand in der Familie mag, außer dem Vater. Und während die Familie (ohne Vater) dasitzt und auf den Vater wartet, kommen Erinnerungen auf an die Geschichte, die diese Familie miteinander erlebt hat:

Die Pommes frites sind fertig geschnitten gewesen, und meine Mutter hat gesagt, so, jetzt könnte er eigentlich kommen. Wir sind schon spät dran gewesen mit dem Abendbrot, bei uns wurde immer um sechs gegessen, weil mein Vater um halb sechs nach Hause kam vom Büro, und dann hat er erstmal die Zeitung gelesen und in Ruhe sein Bier getrunken, während die Mutter das Abendbrot fertig machte, und Punkt sechs, wie gesagt, wurde bei uns gegessen, außer wenn er auf Dienstreise war, dann kippte der ganze Tagesplan um, und alles war anders als sonst; es gab Kakao und Käsebrötchen, wir aßen, wann immer wir wollten, manchmal im Stehen in der Küche und aus der Hand. Ich glaube nicht, dass wir je mit Messer und Gabel gegessen haben, während mein Vater auf einer Dienstreise war. Wir sind richtig verwildert, während du weg warst, hat meine Mutter gesagt, wenn unser Vater gefragt hat, na, was habt ihr gemacht ohne mich. Es ist ganz schön, auch einmal zu verwildern, hat die Mutter immer ein bisschen wehmütig gesagt, weil es ihr nämlich genauso Spaß gemacht hat wie uns, und außerdem ist es viel weniger Arbeit für sie gewesen, wenn wir allein mit ihr waren, wir haben uns selten gestritten, und das Verwildern hat mir auch besser gefallen, aber mein Vater hat davon nichts wissen wollen, und da hat sie sich auf ihn umgestellt.¹⁴

¹⁴ Birgit Vanderbeke, *Das Muschelessen*, Berlin 1990, 17

In den Erinnerungen und Gesprächen an diesem Esstisch wird plötzlich deutlich, dass der Vater in der Familie ein autoritärer Herrscher ist, dessen Verlust das Leben der Familie insgesamt eher erleichtert, dass im Grunde alles sich um diesen Mann gedreht hat, der selten zu Hause war. Nun, er kommt nicht wieder, Und zum Ende der Erzählung landen die Muscheln - und damit auch die gesamte Vater-/Ehemann-Beziehung - auf dem Müll.

Ein Autor, der sich die Perspektive auf die Kindheit jetzt bereits zum zweitenmal zu eigen gemacht hat, ist *Jan Jepsen*.¹⁵ Der erste Roman Jepsens spielt an der Elbe. „Wie die Wilden“¹⁶ verteidigen die beiden „Helden“ des Romans ihre Jugend gegen die Perspektive der Erwachsenen. Der Inhalt ist unspektakulär, ohne Dramatik, eher ein Stück Geschichtsschreibung einer Jugend in den späten 70ern. Vom gleichen Autor erschien unter dem Titel „Heimspiel“¹⁷ 1999 ein neuer Roman, der eine bestimmte Situation jugendlicher zentral thematisiert: Die Suche nach einer Beziehung und das Problem, das Eltern dabei darstellen.

Der Sohn des Klempners (im Schwäbischen „Flaschner“) ist nicht gerade sozial hoch angesehen. Die Vater-Sohn-Beziehung wird geradezu liebevoll dargestellt, der Roman beginnt mit dem Anruf aus der Klinik, dass der Vater soeben gestorben sei. Und aus dieser Situation ergeben

sich Rückblenden auf die ganze Kindheitsgeschichte dieses jungen Mannes, der von seiner Großmutter verwöhnt wird, dessen Eltern „sein Bestes“ wollen, dessen Freunde alle schon weiter zu sein scheinen als er, insbesondere was „das Wichtigste“ im Leben eines jungen Mannes eben so ist. Auch dieser Roman hat keine hohe Dramatik. Vielleicht ist es das, was diese beiden Bücher gerade auszeichnet: die intensive, liebevolle Erzählung dessen, was in Jugendlichen vor sich geht, wie sie Familie erleben, welche Probleme sie mit Eltern und Lehrern haben, wie sie ihre Eltern als Paar erleben... Beide Bücher sind lesenswert, sowohl um Jugendlichen näher zu kommen wie auch um der eigenen Identitätsgeschichte nachzuspüren.

Einer der schönsten und poetischsten Romane zum Thema Familie – aus der Sicht von Kindern erzählt – stammt von *Andreas Steinhöfel*: „Die Mitte der Welt“¹⁸. Dieser 450-Seiten-Roman ist die Entwicklungsgeschichte eines Zwillingspaars, das unter höchst unkonventionellen Bedingungen mit der alleinerziehenden Mutter aufwächst. Die Mutter, schwanger aus den USA nach Deutschland zu ihrer Schwester gereist, entbindet ihre Zwillinge mitten im kalten Winter vor der Tür des schwesterlichen Hauses. Und nun wird, vor allem aus der Perspektive des Jungen, die Familiengeschichte dargestellt, die Mutter, die durchaus noch

¹⁵ geboren 1962

¹⁶ Hamburg 1994

¹⁷ Hamburg 1999

¹⁸ Hamburg 1998

Interesse an Männern hat, die Schwester, die sich immer weiter in sich zurückzieht, er selbst, der Sohn, der entdeckt, dass er schwul ist. Kleinstadtleben, Nähe und Ferne der Geschwister, die Besonderheit, in einem verwunschenen Haus zu leben mit einer solchen Mutter und schließlich die immer intensiver werdende Suche nach dem verlorenen, vergessenen Vater in den USA, aus dem Mutter lange Zeit ein großes Geheimnis macht. Das Buch endet mit dem Aufbruch des jungen Mannes in die USA, um den Vater zu suchen. Selten habe ich ein Buch gelesen, das offener, zärtlicher und ehrlicher von Familie in der besonderen Form des Alleinerziehens gesprochen hätte, das allen Beteiligten das Recht auf Selbstfindung einräumt und das dennoch daraus resultierende Probleme nicht verharmlost.

Es kann hier nur eine kleine Auswahl von Büchern aus den letzten fünf Jahren angeboten werden: *Helfer*, „Du Idiot“¹⁹ zählt dazu, auch das ein oder andere (meist sehr satirisch geschriebene) Buch von *Milena Moser*²⁰. Und natürlich gehört in diesem Zusammenhang auch *Gabriele Wohmann*, die mit ihrem Buch „Bitte nicht sterben“²¹ eine wunderschöne Geschichte einer alternden Mutter-Kind-Beziehung geschrieben hat. Oder etwa *Martin Walser*, der z.B. mit dem

Roman „Jagd“²² von einem Ehepaar erzählt, das nach dem Verschwinden der Tochter neue Wege zueinander findet.

Von besonderer Bedeutung scheint mir im Zusammenhang der Familiendarstellung der Autor *Hans-Ulrich Treichel*. Seit seinen ersten Erzählungen treibt ihn das Thema „Familie“ um.

In seinem neuesten Roman „Der Verlorene“²³ geht er dem Schicksal einer Familie während der Wirtschaftswunderzeit nach. Und damit gewinnt ein Thema im Familienkontext an Brisanz, das lange auf seine Aufarbeitung gewartet hat: Ein Ehepaar verliert während der Flucht nach dem 2. Weltkrieg ihr Kind. Zwar gibt es einen Nachgeborenen, nachdem das Ehepaar im Westen einigermaßen Fuß gefasst hat, aber dieser Nachgeborene begreift sich selbst nur als Ersatz für den Verlorenen. Und tatsächlich setzt die Familie bis zum Tod des Vaters alles daran, dieses verlorene Kind wiederzufinden. Erzählt wird die Geschichte aus der Perspektive dieses nachgeborenen Kindes. Aus seiner Perspektive erfahren wir von der Familie, aus seiner Perspektive stellt sich die Suche nach dem „Verlorenen“ dar, er ist derjenige, der die Depressionen der Mutter auszuhalten hat, das hilflose Gebaren des Vaters. Er ist derjenige, der seinen Bruder nach Jahrzehnten erkennt, während ihn die Mutter nicht sieht. Ein trauriges, aufregendes und schönes Buch.

¹⁹ Hamburg 1994

²⁰ z.B. *Blondinenträume* 1994 oder „Mein Vater und andere Betrüger“ 1996

²¹ München 1996

²² Frankfurt a.M. 1988

²³ Frankfurt a.M. 1998

Resultate

Bücher zum Thema Familie gibt es sehr wohl in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Und manchmal will es scheinen, als erlebe die Familie in der Literatur eine Renaissance. Mit Ibsen und Fontane hatte seinerzeit die Problematisierung von Ehe und Familie in der Literatur begonnen. Der Hintergrund war damals, dass an die Stelle der Funktional-Familie die emotional orientierte Familie trat. Inzwischen ist diese Form der Familie, mit allen möglichen Katastrophen, längst Alltag. Auch wenn sich die Literatur vor allem um die Mann-Frau-Beziehung kümmert, auch wenn in der Lyrik beispielsweise dieses Thema seit den Mythen einen breiten Raum einnimmt: Familie kommt in der Literatur ebenso vor.

Von der Literatur ist nichts zu lernen, jedenfalls nicht im inhaltlichen Sinne: Literatur will nicht belehren. Literatur kann uns helfen, unsere eigene Familiengeschichte näherhin in den Blick zu nehmen. Literatur kann uns helfen, in Familien und mit Familien wieder mehr ins Gespräch zu kommen, und zwar ohne den Anspruch zu wissen, was eine Familie ausmacht.

Das Erstaunlichste ist: Es lohnt sich offensichtlich, Familie zu erzählen. Und das Resultat daraus ist: Es lohnt sich wohl auch, in Familien zu erzählen.

Strukturell scheinen Familien heute gefährdeter denn je. Dass jede dritte und in den Städten jede zweite Ehe geschieden wird macht das deutlich. Offensichtlich gibt es jedoch eine Sehnsucht nach Familie, nach dem was das Miteinander von Eltern und Kindern ausmacht. Und es sind anscheinend die Kinder, die sich danach sehnen.

Literatur hat seismographische Funktion: Sie zeigt, wo sich Beben abzeichnen. Dass viele der Familiengeschichten katastrophische Begleitumstände zeigen, macht deutlich, dass Familie gefährdet ist. Und diese Mischung aus Gefährdung und Sehnsucht macht wohl das Spannungsfeld aus, in dem Familie sich heute behauptet.

Was uns die Literatur zu sagen weiß, ist vor allem dies: dass es der Sprache bedarf und der Worte, damit Familie gelingt. Und Literatur sagt das nicht nur. Sie ist selber Sprache. Und vielleicht trägt der Umgang mit solchen Texten dazu bei, dass das Sprechen größer wird.

Und die Erwachsenenbildung?

Wenn Erwachsenenbildung sich versteht als Begleitung von Lernprozessen²⁴, wenn es ihr darum geht, Ressourcen zu stärken und nicht bloß Defizit-Kompensation zu leisten, dann tut sie gut daran, sich in Sachen Familienarbeit mit der Literatur zu beschäftigen.

²⁴ vgl. Emmaus, Stuttgarter Hefte 37 s:

Literatur ist immer ein Angebot. Niemals eine Weisung. Und im Umgang mit Literatur zum Thema Familie mag es gelingen, dass wir unsere Sprechfähigkeit im Miteinander stärken. Es geht nicht darum, Familienkontexte um jeden Preis zu retten. Davor warnt die Literatur eher. Es geht darum, Familien gleich welcher Form zu befähigen, innerlich im Gespräch zu bleiben, erzählend Traditionen aufzubauen, sozialisatorisch zu wirken – und zwar nicht einfach ins Blinde, sondern gewollt und bewusst. Erwachsenenbildung kann mit Blick auf die Literatur hier stützend sein, sie kann wirklich Begleiterin werden.

Warum laden wir Familien, wie auch immer sie strukturiert sind, nicht ein,

ihre Geschichten zu erzählen? Warum gehen wir nicht ins Gespräch mit diesen Geschichten? So lange wir in der Erwachsenenbildung wissen, was nützt, haben wir keine Chance, sind wir eben nicht notwendig. Notwendig (und es gibt Not genug, das zeigt die Literatur deutlich), Notwendend können wir werden, wenn wir uns auf Geschichten einlassen, wertungsfrei und ohne Vor-Urteil.

Wir haben in unserer eigenen Grunderzählung, der Bibel, eine Sammlung wunderschöner Liebesgedichte: das Lied der Lieder, das Schirhaschirim. Vielleicht kann uns die Literatur helfen, nicht nur Worte der Liebe und der Nähe in der Beziehung zwischen Mann und Frau (wieder-) zu entdecken. Vielleicht trägt sie auch dazu bei, den Kommunikationsfluss in Familien zu fördern. Einen Versuch ist das doch allemal wert...

Michael Graff

Familie im Film

Die Familie ist im Kino. Wann war denn das? Bei „Susi und Strolch“, damals, als es noch keinen Fernseher gab? Eigentlich war damals nicht die Familie im Kino, sondern die Omi mit den Enkeln zum Geburtstag. Vater, Mutter, Tochter, Sohn gemeinsam im Kino? Wehmütige Erinnerungen an die gute alte Zeit, als Ältere und Jüngere noch gemeinsame Lieder sangen.

Erstes Quartal 1998: Leonardo DiCaprio und Kate Winslet frieren im eiskalten Wasser. Die Titanic säuft ab. Und alle, alle kamen. Die Familie ist im Kino. Da gibt es gar nichts zu lachen. Titanic war fürs Kino, was Weihnachten und Erstkommunion für die Kirche sind. Die Generationen sammeln sich für eine mit über drei Stunden bemerkenswert lange Zeit in einer Geschichte, die sie interessiert. Die Liebe war was für die Frauen, die Katastrophe für die Männer. So ähnlich habe es funktioniert, sagen die Spötter. Ich aber, Pfarrer, Filmvorführer in einem kleinen Klosterkino, staune dankbar, dass es ihn offenkundig immer noch gibt, den längst zerrissenen kulturellen Generationenvertrag. Freilich nur als bemerkenswerte Ausnahme. Ansonsten ist Kino was für die Jüngeren, wie uns jede Statistik der deutschen Filmwirt-

schaft erläutert. Und das Programmangebot - vor allem im Mainstream - richtet sich danach. Auf den ersten Blick.

Auf den zweiten Blick entdecken wir aber dann doch jene zahlreichen Filme, die sich nicht zwischen MTV und Pop-Corn einrichten. Solche Filme sind es, die auch in Kreisen der kirchlichen Filmarbeit Beachtung finden, preisgekrönt bei Festivals, rezensiert in „film-dienst“ und „epd-film“, vorgeschlagen als „Film des Monats“ oder „Kinotip der katholischen Filmkritik“, interpretiert und analysiert in einschlägigen Tagungen, zuguterletzt vielleicht sogar besucht und diskutiert in Kinokreisen, wie es sie im Programm der Fachstelle für Medienarbeit der Diözese Rottenburg-Stuttgart gleich in mehreren Städten gibt. Nicht aus dem Mainstream, sondern aus diesem etwas anspruchsvolleren Repertoire des Kino-Jahrgangs 1998 hole ich mir Beispiele. Sehenswertes ist Erwähnenswertes. Und vielleicht hat der geneigte Leser Glück: Nach der Kinoauswertung kommen viele der genannten Filme in Videotheken und nächtliche Fernsehprogramme.

Familie im Film? Kinojahreskreis 1998 - Familienthemen in Fülle von Winter zu

Winter, von Ang Lees *Der Eissturm* bis zu Walter Salles' *Central Station*. Dabei interessiert hier nicht die Präsenz von Familienbildern als häufiger Hintergrund ganz anderer Geschichten. Wo aber das Familienleben selbst thematisiert wird, sehe ich drei Richtungen:

- Die problematische Familie als traumatische Erblast und aktuelle Katastrophe.
- Die unvollständige Familie (oft im Kinderfilm) als latente Konflikursache und lohnende Lebensaufgabe.
- Die glückliche Familie als beschworene Heimat und Himmel auf Erden.

Problematische Familien

In *Eissturm* verrät schon der Titel, wie es um bürgerliche Familien in den USA der 70er Jahre steht. Lügen, Fassaden, doppelte Moral, familiäre Traditionen zum Thanksgiving-Day - und dies alles noch verstärkt durch den Schock der Watergate-Affaire, also die Verlogenheit der nationalen Vaterfigur des Präsidenten. Die suggestive Metapher vom Eisregen rahmt die Filmhandlung ein, wo in menschlicher Kälte alle Familienverhältnisse ins Rutschen gekommen sind. Erst der Unfalltod eines 14jährigen bringt die Dinge wieder in Bewegung. Knirschend lösen sich die eisverkrusteten Räder eines Vorortzugs am Morgen aus ihrer Starre. Den Blick der Wahrhaftigkeit überlässt der Film einzig und allein den Kindern, die die Lügen durchschauen und für eine

Wende zum Besseren stehen - ein Motiv, das wir in vielen Filmen finden werden.

In *Nobody's Business* von Alan Berliner holt sich der erwachsene Sohn als Filmmacher seinen alten Vater vor die Kamera und erkämpft sich so die Wahrheit des Vergangenen. Woher komme ich? Der Vater rückt im Lauf der spannenden Dokumentation Verdrängtes und Vergessenes ans Licht, seine eigene, problematische Kindheit und die unselige Rolle, die damals der nun totgeschwiegene Vater gespielt hatte. Dabei ist die Spurensicherung des Sohnes für den Vater möglicherweise eine befreiende Erinnerungs- und Trauerarbeit. Für uns, die Zuschauer, ist es jedenfalls ein Stück Aufklärung über eigene Vatergeschichten. Das Filmerlebnis im dunklen Kino rührt immer ans Unbewusste, weil die Rezeption nahe verwandt mit unserem Traumerlebnis ist.

Tucholskys spitzzüngiges Wort von der „Familienbande“ wird filmisch bebildert in Patrice Chereaus *Wer mich liebt, nimmt den Zug*. Ein gewisser Jean-Baptiste - eindrucksvoll gespielt von Jean-Louis Trintignant - ist gestorben, und sein letzter Wunsch gibt dem Film den Titel. Da sind sie nun im Zug unterwegs, die ganze eigenartige Verwandtschaft, aber natürlich auch Bekannte und Geliebte, unterwegs zum Begräbnis. Der Verstorbene war ein mürrischer Einzelgänger. Die Trauernden begegnen ihrer eigenen Lebensgeschichte, ihren Ver-

drängungen. Konflikte brechen auf, Eifersucht macht sich breit. Der Tod führt zusammen - und prompt auseinander. Im bequemen Kinossessel amüsiert man sich über das Hickhack der Verwandtschaft. Im Leben ist es oft zum Heulen.

Nicht weit ist es da zu einem anderen Familientreffen. Der in Cannes 1998 preisgekrönte Film des Dänen Thomas Vinterberg heißt einfach: *Das Fest*. Was schon Chereau bei der Inszenierung der Zugfahrt in anstrengendem Realismus inszeniert, nämlich ein halbdokumentarisches „Ich-bin-dabeigewesen“, treibt Vinterberg auf die Spitze: Verwackelte, gerissene Schwenks mit der Kamera, schlecht ausgeleuchtete Räume, immer wieder mühsam zu ertragende Bildunschärfen. Hier sind wir selber Gäste bei einem echten Familien-Alptraum. Der Senior hat zum 60. Geburtstag eingeladen. Der jüngere Sohn Christian soll eine Festrede halten und dabei leider auch an ein trauriges Kapitel erinnern, an den rätselhaften Selbstmord seiner Schwester. Man hat schon etwas getrunken, und so hört die Familie noch gar nicht richtig hin, als Christian sich bewusst unterkühlt beim Vater dafür bedankt, was er ihnen angetan habe, damals. Ihn selbst und seine Schwester habe der Alte nämlich mehrfach sexuell missbraucht. Na denn, ein Toast auf das Geburtstagskind! Kunstvoll und bis ins Detail glaubhaft entwickelt der Regisseur nun den Kampf um das allmähliche Enthüllen der verschwiegenen Wahrheit. Und da ist Vin-

terbergs Fest mehr als nur ein Beitrag zum modischen Missbrauchsthema. Familie wird hier offenbar als Alptraum und Schicksal, und alles Fassadenhafte und Eingespielte der traditionellen Familienfeste wird hinterfragt um der Würde des Einzelnen willen, der doch immer mehr ist als nur Sohn oder Tochter, Mutter oder Vater.

Da das Missbrauchsthema noch weitere ernstzunehmende Filmbeispiele hervorgebracht hat, sei noch hingewiesen auf *La Classe du Neige* von Claude Miller, der ebenfalls in Cannes zu sehen war. Als wichtiges Nebenthema taucht es wiederum auf in Atom Egoyans neuem Meisterwerk *The Sweet Hereafter* (*Das süße Jenseits*). Der Film konfrontiert uns in erster Linie mit dem Tod von Kindern. In einem kanadischen Kleinstädtchen kommen fast alle Kinder gleichzeitig ums Leben, als der Schulbus auf schneeiglatte Fahrbahn von der Strasse abkommt, über die zugefrorene Oberfläche eines Sees rutscht, einbricht und untergeht. Ein Rechtsanwalt führt uns in einer intelligenten Verschachtelungsdramaturgie zu den einzelnen „verwaisten“ Eltern, von denen wir nach dem Schicksalsschlag erfahren, wie unterschiedlich sie mit ihrer Trauer umgehen, wie sehr dieser Tod sie aber auch entzweit hat. Der geheimnisvolle rote Faden des vielschichtigen Films ist die Geschichte vom Rattenfänger von Hameln. Ist der Anwalt selbst ein Rattenfänger, weil er die Eltern davon überzeugen will, durch Schadenersatz-

klagen ein Stück ihrer Trauer in klingende Münze zu verwandeln? Das einzige überlebende Kind des Dorfs wird zwischen Wahrhaftigkeit und Lüge hin und hergerissen, die 14jährige -nach dem Unfall querschnittsgelähmte - Nicole, die von ihrem Vater zuvor missbraucht wurde. Was aber ist das „süße Jenseits“, das Land der Verheißungen? Die Familien

selbst sind es noch nicht, auch nicht die bis dahin intakte Dorfgemeinschaft. Wiederum liegt die Lösung darin, dass sich die einzelne Person - in diesem Fall das 14jährige Kind - gegen Erwartungen von außen zur Wehr setzt und sich selber menschlich in Sicherheit bringt. Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder?

Beim Filmfest von Montreal gewann 1998 der neue Film des schweizerischen Regisseurs Fredi M. Murer den Hauptpreis: *Vollmond* (Foto; © T&C Film). Murer erzählt in einer eigenartigen Mischung von Magie und Realismus vom rätselhaften Verschwinden von 12 Kindern, die aus einem geheimnisvollen Ort Botschaften an die Erwachsenenwelt senden: Nur wenn ihr, Eltern und Verantwortliche, die Welt moralisch, sozial und ökologisch verbessert, kehren wir zurück. Sie stellen ein Ultimatum bis zur nächsten Vollmondnacht, dann würden 12 mal 12 Kinder verschwinden. Murers

Idee erinnert in der Tat an Jesus, der Kinder als Vorbilder für die Lebenspraxis des Reiches Gottes wählt. Ist der Kinderblick der entscheidende Blick im Übergang zum nächsten Jahrtausend?

Unvollständige Familien

Während sich die Christenheit in weihnachtlicher Freude dem Bild der Heiligen Familie widmet, tauchen alle Jahre auch im Kino verstärkt Familiengeschichten auf. Zwei bewegende Angebote vom Dezember '98 runden unseren Jahresrück-

blick ab: Sharon Stone spielt eine allein-stehende Mutter im neuen Oscar-Anwärter *The Mighty - Gemeinsam sind wir stark* (Regie: Peter Chelsom). Sie sind nicht unkompliziert und heil, die Familien in diesem gefühlsbetonten Außenseiterdrama, doch der plakative deutsche Zusatztitel trifft den Nerv der Sache (und wohl auch den Nerv der Zeit): Zwei 14jährige Einzelgängerkinder, jeweils stark und behindert zugleich, werden sich anfreunden und hilfreich ergänzen. Max ist dicklich und arm im Geiste und sagt von sich selbst als Off-Stimme zu Beginn des Films „Ich hatte kein Hirn, bis Kevin vorbeikam und mir seines lieh.“ Kevin ist hochbegabt und voller Fantasie, leidet aber an einer schweren Rückgratverkrümmung und „leiht sich dafür von Max die Beine“. Beeinträchtigt sind aber auch ihre familiären Lebensbedingungen. Kevins fürsorgliche Mutter ist vom Schicksal schwer gebeutelt und steht mit dem schwerkranken Jungen allein da, und Max wächst bei seinen Großeltern auf, in ständiger Angst vor der Rückkehr des gewalttätigen Vaters, der zur Zeit im Gefängnis ist. Das Thema der halben Familien wird dabei noch verstärkt durch die Präsenz des Schauspielers Harry Dean Stanton, den wir hier als Max' Großvater erleben und immer noch als den klassischen einsamen Vater aus Wim Wenders' *Paris Texas* kennen.

Exakt zum 24. Dezember kam der Gewinner des Goldenen Bären (Berlinale 1998) ins Kino, der warmherzige brasilianische Spielfilm *Central Station* von

Walter Salles. Familie kommt hier als - erfüllbarer - Lebenswunsch in Betracht. Die Ausgangssituation ist betrüblich und in Lateinamerika gar nicht so selten: Ein Kind wird durch den plötzlichen Unfalltod seiner alleinerziehender Mutter zum Waisen- und Straßenkind und sucht nun den längst verschwundenen Vater. Dabei hilft ihm nicht ganz unfreiwillig eine kinderlose pensionierte Lehrerin, die unterwegs allmählich in die Rolle der Pflegemutter hineinwächst, bis sie zuguterletzt tatsächlich den Vater ausfindig machen. Dass die Alte zunächst ganz anderes im Sinn hatte und den Jungen um ein Haar an Menschenhändler zu Zwecken der Organspende verscherbelt hätte, macht aus dem grandios gespielten und schön inszenierten Film nebenbei ein plausibles Lehrstück in Sachen innerer Umkehr und Gewissensbildung, sozusagen narrative Ethik.

Kinder in halben Familien sind übrigens seit Jahren oft in Kinderfilmen anzutreffen, wobei mitunter die Suche nach Mutter oder Vater schon die ganze Geschichte ausmacht. Eine heile Familie ist im Kino jedenfalls in der Regel eher große Sehnsucht als erfahrene Realität. Alleinerziehende Mütter oder Väter werden dabei in Schutz genommen, zumal wenn sie ihrer Sache nicht gewachsen sind. Kinder aber scheinen - in aller Beeinträchtigung und Gefährdung - erstaunlich stark durchs Leben zu kommen, auch wenn es sich nicht um eine sogenannte glückliche Kindheit handelt. Am Ende hat das Kino

seine Sorgenkinder den - unsichtbaren - Schutzengeln anvertraut?

Glückliche Familien

Um es vorweg zu sagen: Glückliche Familien sind im ernstzunehmenden Kino nicht einfach problemlose Familien. Und doch sind sie Orte des Glücks, bieten Heimat, finden wieder zusammen, leuchten dem Menschen als selige Erinnerung auf dem Weg. Die drei notierten Filme erzählen durchaus von Unglück und Ängsten, Not und Gewalt. *Ulee's Gold* ist das bewegendes Portrait eines Großvaters, dessen Gold der Bienenhonig ist, mit dem er als Imker sein Geld verdient. In Neil Jordans Literaturverfilmung *The Butcher's Boy* lernen wir einen psychisch höchst problematischen Jungen in einem irischen Kleinstädtchen kennen, der in armen Verhältnissen aufwächst. Der arbeitslose Vater trinkt, die überforderte Mutter neigt zu Schwermut und muss nach den Worten des vitalen, gewalttätigen 13jährigen Sohnes ab und zu „zur Reparatur in die Klapsmühle“. Der Junge hat aus Comics seine Tagträume und

verteidigt die Würde seines armseligen Zuhause voll anrührender Liebe.

Das Leben ist schön heißt die umstrittene Tragikomödie des italienischen Komikers Roberto Benigni, der hier einen jüdischen Vater in den Jahren des Faschismus spielt. Inwiefern der Filmtitel die Wahrheit spricht, bleibt dem nachdenklichen Zuschauer überlassen, der zunächst ein furioses Possenspiel erlebt, bis dann die Familie ins KZ kommt, wo der Vater bis zum Ende dem kleinen Jungen ein tröstliches Spiel vorgaukelt, um ihm die schreckliche Realität zu verheimlichen. Man kann Benignis Film vorwerfen, dass er sich unpassend dem Holocaust nähert, doch was unser Thema betrifft, haben wir es mit einem anrührenden Hohen Lied auf die Familie zu tun. Und ob man nun das Kino als unerhebliche Traumfabrik verdächtigt oder gerade in diesen starken Illusionen einen Spiegel unserer tiefsten Wünsche erblickt, hängt doch damit zusammen, wie aufgeschlossen wir ins Kino gehen, und was wir von den Emotionen der vielen Zeitgenossen halten, die es so oft dorthin zieht, wo im Dunkeln große Bilder und starke Gefühle erwarten.

Achim Battke

Familie im Wandlungsprozess

Soziologische Anmerkungen

„*Panta rhei / Alles ist im Fluss*“ (Heraclit)

1. Eine soziologische Perspektive aus kirchlich-theologischem Blickwinkel

Was zeichnet die soziologische Perspektive aus - im Unterschied etwa zu einer psychologischen oder biologischen oder theologischen Perspektive? Es ist der Blick auf die gesellschaftliche Wirklichkeit und in diesem Horizont dann auf die Familie als grundlegende „Organisationsform“ menschlichen Zusammenlebens. Es ist ein möglichst unvoreingenommener Blick auf das, was ist, und nicht auf ein Idealbild oder ein Konstrukt von Normen und Vorschriften irgendeiner Instanz. Es ist ein Blick, der die Hilfsmittel und die Forschungsergebnisse, die in der Soziologie als einer modernen Wissenschaft entwickelt worden sind, zu berücksichtigen versucht.

Kein Soziologe ist nur Soziologe. Der konkrete Blick ist deshalb immer auch mitbestimmt durch den spezifischen per-

sönlichen und gesellschaftlichen Standort und Blickwinkel. Was mich angeht, so spielt sicher eine Rolle, dass ich auch Theologe bin und dass ich auf dem Hintergrund einer mehrjährigen Arbeit im Feld von Ehe- und Familienpastoral und -bildung schreibe.

2. Familie als primäre Struktur menschlichen Zusammenlebens

Es ist nicht einfach, eine Grunddefinition von Familie zu geben, die interkulturell und über geschichtlich größere Zeiträume hinweg Geltung beanspruchen könnte. Als „Kernfamilie“ kann das geregelte und dauerhafte Zusammenleben von Eltern mit ihren Kindern bezeichnet werden. Um diesen Kern herum gibt es die weitere Verwandtschaft, deren Mitglieder in unterschiedlichem Maße zur Familie gerechnet werden. Weitere, nicht biologisch verwandte Personen, die im gemeinsamen Haushalt leben oder in der Lebensgemeinschaft einer Familie eine wichtigere Rolle spielen, können auch als zur Familie gehörig bezeichnet werden. Familie ist also eine universelle Instituti-

on, die jedoch in vielen Variationen (matrilinear - patrilinear, polygam - polyandrisch - monogam, langfristig oder nur kurzfristig stabil, Groß- oder Kleinfamilie) gelebt wird.

Familie gibt es auch bei vielen Tierarten, v.a. bei den uns näher stehenden höher entwickelten Säugetieren. Ihre Notwendigkeit und ihre Struktur ergibt sich aus dem Pflegebedarf der noch unselbstständigen „Kinder“. Als Kernfamilie kann hier in der Regel die Lebensgemeinschaft einer Tiermutter mit ihrem auf direkte und ständige Hilfe angewiesenen Nachwuchs angesehen werden. Mit der Selbstständigkeit der Jungen löst sich hier in der Regel eine Familie auf.

Für heutige moderne Gesellschaften gilt generell, dass sich die Familie in einem starken, mehrdimensionalen Veränderungsprozess befindet. Von einem „Ende der Familie“, d.h. ihrer Ersetzung durch völlig andere Sozialformen, kann aber keineswegs gesprochen werden. Deutlich aber ist, dass Familie in vielen konkreten Gestalten gelebt wird, dass sie unterschiedlich definiert und akzentuiert wird, dass keines dieser Familien-“modelle“ mehr Anspruch auf alleinige Geltung erheben kann.

3. Familie wandelt sich - Individualisierungsschub und neue Unübersichtlichkeit²⁵

Der Individualisierungsschub der letzten Jahrzehnte (der nicht Sache freier, etwa egoistischer Entscheidungen ist, sondern in sich ein „schicksalshafter“ sozialer Prozess) greift immer stärker auch in die Bereiche von Familie, Ehe und Elternschaft ein. Die Familie ändert dadurch ihre Gestalt, wird zur Verhandlungsfamilie, zur Wechselfamilie, zur komplexen Mehrfach-Familie mit unklaren Grenzen. Die Pluralisierung der Lebensbereiche generell hat auch zu einer bunten Vielfalt familialer Lebensformen geführt - von der Ein-Eltern-Familie der Alleinerziehenden bis zu den komplizierten, mehrere Generationen umfassenden Lebensgemeinschaften, in denen sich, etwa nach mehrfacher Scheidung und Wiederheirat, mehrere Familien überlagern und durchdringen.

Neben familialen Lebensphasen gewinnen Phasen des Alleinlebens oder anderer Beziehungsformen zunehmend an Bedeutung. Im Gegensatz zu früher kann nicht mehr von einem geschlossenen, gesellschaftlich akzeptierten Leitbild von Ehe und Familie gesprochen werden. Für die einzelnen Menschen bedeutet dies einen Verlust an Sicherheiten, ein Mehr an

²⁵ Im Folgenden stütze ich mich v.a. auf E. Beck-Gernsheim, Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen, München 1998, und Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth: Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt, 1. Aufl. 1990.

Trennungserfahrungen. Wer heute eine Ehe eingeht, weiß um deren Scheidungswahrscheinlichkeit. Von da aus ist es auch naheliegend, dass immer mehr Paare die Eheschließung hinausschieben, ebenso ihren Kinderwunsch, oder sogar auf das eine oder auf beides ganz verzichten.

Dazu einige Fakten²⁶: Seit den 50-er Jahren sinkt im langfristigen Trend die Zahl der Eheschließungen. Entsprechend steigt der Anteil der dauerhaft Ledigen stark an. Gleichzeitig wird später (zum ersten Mal) geheiratet. Die Zahl der Ehescheidungen steigt kontinuierlich; derzeit ist damit zu rechnen, dass etwa 30% aller heute geschlossenen Ehen wieder geschieden werden. Deutschland gehört zu den Ländern mit den geringsten Geburtenraten und der höchsten Kinderlosigkeit. So werden die 1960 geborenen Frauen im Durchschnitt nur 1,63 Kinder bekommen. Etwa 15% aller Familien mit Kindern unter 28 Jahren bestehen aus Alleinerziehenden und ihren Kindern (ohne weitere Personen im Haushalt). Die Zahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften (von Männern und Frauen) hat sich in den letzten 25 Jahren etwa verzehnfacht; 1995 gab es rund 1,7 Millionen unverheiratet im gemeinsamen Haushalt zusammenlebende Paare, davon 27% mit Kin-

dern. Die Zahl der Einpersonenhaushalte steigt kontinuierlich, in den letzten Jahren besonders diejenigen alleinlebender Männer mittleren Alters.

Trotzdem gilt aber auch: „80% der Bevölkerung leben in Familienhaushalten (einschließlich der Ehepaare, deren Kinder nicht mehr im gemeinsamen Haushalt leben). Rund 58% aller Einwohner bilden Eltern-Kind-Gemeinschaften mit gemeinsamer Haushaltsführung. „Einschließlich der Eltern und Kinder, die zwar nicht mehr im selben Haushalt, aber im gleichen Ort wohnen und regelmäßig Kontakt miteinander haben, leben mindestens 8 von 10 Menschen im engeren Familienverbund.“²⁷ Ebenso leben 85% aller minderjährigen Kinder bei verheirateten Paaren, die zu etwa 90% auch deren leibliche Eltern sind.²⁸ Die Zahl der Einzelkinder nimmt seit mehreren Jahren ab, da sich die Paare zunehmend entscheiden, entweder keine Kinder zu haben oder zwei oder mehr.

Stabilität kann weniger als früher die Familie bieten; diese muss vor allem individuell gesichert werden (Ausbildung, Beruf, Freundeskreise, Alterssicherung). Für Ehe und Familie gilt folglich, was auch in vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen feststellbar ist: Die Lebenslagen werden beweglicher, durchlässiger und damit auch brüchiger. Die Individuen müssen damit immer mehr persönlich

²⁶ Die im Folgenden zusammengefassten statistischen Angaben basieren auf: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik, Bonn 1997

²⁷ a.a.O., S. 11

²⁸ a.a.O., S. 25

entscheiden und Verantwortung in Fragen übernehmen, die sich früher - wie etwa besonders eklatant im Bereich der Pränatal-Medizin - überhaupt nicht stellten.

Die Last dieser epochalen Veränderungen tragen, wie schon bei dem eben genannten Beispiel deutlich wurde, vor allem die Frauen. Von ihnen wird immer noch erwartet, die wesentlichen Elemente ihrer traditionellen Rolle in der „bürgerlichen“ Familie zu erfüllen (Kinder zu bekommen und zu erziehen, Hausarbeit, Pflege Kranker, emotionale Stützung des Mannes). Gleichzeitig stehen sie jedoch auch unter dem Erwartungsdruck ihrer neuen Rolle: selbst für ihre Ausbildung zu sorgen, berufstätig und damit finanziell unabhängig zu sein, gleichberechtigt ihren Platz neben dem Mann in der Familie und in der noch weithin von Männern beherrschten Gesellschaft auszufüllen oder sogar erst zu erobern.

Auch hier einige statistische Fakten: Die Erwerbstätigkeit von Frauen hat - in den alten Bundesländern - in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen. (In der DDR mit ihrem völlig anderen System der Kinderbetreuung war sie mit etwa 90% schon immer sehr hoch.) Mütter unterbrechen ihre Berufstätigkeit in der Regel in der Zeit, in der sie Kinder unter 6 Jahren haben; bei den Müttern schulpflichtiger Kinder ist deren Berufstätigkeit in den letzten 25 Jahren von 44% auf 61% gestiegen. Die Arbeit in Familie und

Haushalt wird immer noch zum weitaus größten Teil (circa 65%) von den Frauen geleistet - auch wenn diese berufstätig sind.

Damit ergibt sich eine neue Herausforderung an die Männer. Schon in ihrem eigenen Interesse, die Vorzüge eines gelingenden Ehe- und Familienlebens (auf Dauer) genießen zu können, müssen sie auch ihre Rollen neu definieren und vor allem auch wesentliche Teile von Verantwortung und Arbeit in der Familie und im Haushalt übernehmen. Reale Veränderungen in dieser Hinsicht hinken jedoch entsprechenden Absichtserklärungen noch weit hinterher.

Eine zusätzliche Steigerung der neuen Probleme und Herausforderungen ergibt sich dadurch, dass die moderne Gesellschaft in schnellen Schüben immer multikultureller wird. Und dies eben nicht nur in Wirtschaft und Verkehr, in der Feriengestaltung oder im Medienkonsum, sondern auch in den intimen Beziehungen zwischen den Geschlechtern und Generationen, in Ehe und Familie. War 1960 nur bei jeder 25. Eheschließung mindestens ein Ausländer / eine Ausländerin beteiligt, so 1995 schon bei jeder 7. Eheschließung, also im Zeitraum von etwa einer Generation eine Steigerung auf fast das Vierfache!

Was ist unter solchen Umständen eine „normale“ Familie in unserer Gesellschaft? Heirateten, um einen entscheidenden Punkt herauszugreifen, früher Menschen aus sehr ähnlichen sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Milieus,

oft sogar innerhalb der weiteren Verwandtschaft, so ist Kennzeichen heutiger Partnerwahl, dass sich in der Regel Menschen verbinden, die einander in vielerlei Hinsicht fremd sind. Die Schaffung einer gemeinsamen „Welt“ in der Partnerbeziehung und in der Familie ist damit eine viel größere, früher kaum gekannte Aufgabe. Dass dieses Experiment auch bei gutem Willen der Beteiligten oft nicht gelingen kann, ist offensichtlich. Ebenso aber auch, dass hier neue Chancen der Zunahme von Toleranz zwischen den Menschen und zwischen den Völkern gegeben sind.

4. Familie im Zeitalter der Globalisierung: Wirtschaft, Medien, Kultur

Wie sehr wir heute in einen schnellen Prozess der Globalisierung eingebunden sind, lässt sich ganz unmittelbar im alltäglichen Familienleben mit z.B. schulpflichtigen Kindern wahrnehmen. Der Radiowecker, der zwischen 6 und 7 Uhr die Nachtruhe beendet, stammt mit Sicherheit aus Ostasien. Die Musik, mit der er weckt, wird wahrscheinlich der anglo-amerikanischen Popmusik zuzuordnen sein. Was auch immer im Badezimmer benutzt wird, ein rein deutsches oder gar regionales Produkt wird bei Seife oder Salbe, bei Textilien oder Trockenrasierer kaum zu finden sein. Beim Frühstück, wie überhaupt bei den Mahlzeiten, wird es noch einiges geben, was nicht über nationale Grenzen befördert wurde, bevor

es auf den Tisch kommt; Brot etwa, ein Teil des Obstes wohl auch. Vielleicht gibt es sogar selbstgemachte Marmelade oder Honig aus der Region. Die Kinder packen ihre Schultaschen. Wo mögen diese hergestellt worden sein, wo die Mäppchen mit allen Utensilien und den vielen bunten und sehr billigen Malstiften? Das Fahrrad in sich ist multinational; Teile aus vielen Ländern sind irgendwo zusammengesetzt worden. Wenn die Kinder mit dem Bus fahren: wieviele Länder und Völker werden dort vertreten sein? - Springen wir in den Freizeitbereich am Nachmittag: Das Fernsehen mit 3 - 20 Kanälen bringt täglich die ganze Welt ins Haus, sowohl mit vielen Unterscheidungen, was die Erdteile, die Natur, die Kulturen angeht, aber auch mit dem, was sich als mediale Mischkultur weltumspannend derzeit bildet. Steht ein Computer im Kinderzimmer, so ist er - als Gerät, aber noch mehr mit seinen Programmen - in sich das große Symbol der Globalisierung, v.a. wenn die älteren Kinder mit ihm nicht nur in die fiktiven Welten der Strategie- und Kriegsspiele, sondern auch in die unendlichen Weiten des Internet aufbrechen.

Unsere Kinder leben vielleicht noch in einem Dorf, in dem es Spuren der Lebenswelt aus der Kindheit ihrer Großeltern gibt. Sie leben aber zugleich in einem teils unmittelbar realen, teils medial vermittelten globalen Lebensnetz - und damit in einer Welt, die ihre Eltern als Kinder noch nicht ahnen konnten.

5. Wandel von Werten und Leitbildern

Unvermeidlich wandeln sich auch zentrale Werte und Leitbilder, wenn sich die gesellschaftlichen Verhältnisse grundlegend ändern und mit diesen die Lebensumstände auch der Familie. Die bäuerliche Großfamilie - mehrere Generationen, dazu weitere Verwandte, Knechte und Mägde auf einem Hof - mit ihren Strukturen, Grenzen und Werten ist nur noch ein mythisches Bild. Der Patriarch, der in seiner Familie mit Bibel und Rohrstock für Disziplin und Moral sorgte, begegnet nur auf verblichenen Fotografien. Selbst die bürgerliche Kleinfamilie der 50-er Jahre ist selten geworden - auch sie eine aussterbende Art?

Einer Illusion verfällt, wer unter solchen Umständen bestimmte tradierte Werte, die früher das Leben vieler Familien prägten, einfach bewahren wollte. Werte sind ja keine platonischen Ideen, die überzeitlich und jenseits gesellschaftlicher Wirklichkeit für sich existieren. Werte wandeln sich. Werte verändern ständig ihre relative Kraft und Bedeutung. Einige Werte „verfallen“, andere wachsen und entfalten sich.

Ein Beispiel: In der patriarchalen Familie, abgeschwächt noch in der bürgerlichen, war die Autorität des Ehemanns und Vaters ein Höchstwert. Ihr entsprach als Höchstwert im Verhalten von Frau und Kindern der Gehorsam, verstanden

als direkte Anpassung und Unterordnung. Von diesem Wertkomplex lässt sich sicher sagen, dass er in den letzten Jahren „verfallen“ ist. Aber nicht ein Wert-Vakuum ist die Folge, sondern ein neuer Werte-Komplex ist in den Vordergrund getreten, dessen zentrale Punkte Selbstständigkeit der Individuen, Gleichberechtigung und Partnerschaftlichkeit im Zusammenleben sind.

Auch das Leitbild lebenslanger Einehe hat sich gewandelt, sowohl seinem Inhalt wie auch seiner Bedeutung nach. Wenn sich vor 100 oder 200 Jahren ein Brautpaar Treue bis zum Tod versprach, konnte dieser Tod die Frau schon bald darauf im Kindbett ereilen, den Mann bei einem Arbeitsunfall oder aufgrund einer unheilbaren Krankheit. Wenn sich heute ein Brautpaar dasselbe Versprechen gibt, so können (müssen) beide Partner damit rechnen, dass es um Jahrzehnte geht, vielleicht sogar um mehr als ein halbes Jahrhundert gemeinsamen Lebens. Oder schauen wir auf die veränderte Bedeutung der Liebe für die Ehe. Früher hatte die Ehe viel mehr mit sozialer Ordnung, familialer Besitzstandswahrung und Versorgung der Frau zu tun. Heute ist ihr Fundament in den meisten Fällen die unmittelbare sexuelle, emotionale und geistige Zuneigung zweier Individuen, also das, was wir heute(!) unter Liebe verstehen. Schwindet diese Liebe, so wird die moderne Ehe „haltlos“. Sie trotzdem weiterzuführen, erscheint einem zunehmend großen Teil der Menschen ohne Sinn,

vielleicht sogar unmoralisch, mindestens aber fraglich zu sein.

Ein letztes Beispiel: Unmittelbare strafende, ja sogar tötende Gewalt gehört zu den Instrumenten, mit denen die Werte und die Ordnung der Familie bis in unser Jahrhundert hinein verteidigt werden durften. Man denke an die Rechte des Ehemannes bei Ehebruch oder auch nur schwachen Indizien für sexuelle Untreue seiner Frau, wie sie in der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts immer wieder Thema sind - und dort, angesichts des gerade dadurch verursachten Leids, auch problematisiert wurden. Heute hingegen kann als zentraler Wert auch in der Familie die Achtung eines jeden Individuums (vgl. Grundgesetz, Art. 1: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“) und die - mit Gandhi zu sprechen - Gewaltfreiheit gelten. Natürlich gibt es auch heute in Familien noch unendlich viel Gewalt, aber der Wert, das Leitbild hat sich gewandelt, und dies sicher nicht zum Schlechten.

Im kirchlichen Kontext ist die Wahrnehmung wichtig, dass sich dieser Wandel von Werten und Leitbildern nicht nur „draußen“ in der Gesellschaft abspielt, sondern zeitgleich oder zeitlich wenig versetzt auch in der Kirche. Soziologisch analysiert: religiöse „Subsysteme“ sind gegenüber der ihnen übergeordneten und sie umgreifenden Gesellschaft durchlässig. Deshalb wandeln sich innerhalb großer gesellschaftlicher Trends auch die in-

nerkirchlichen Wertvorstellungen und Leitbilder christlichen Lebens. Heute wird daher auch anders als früher auf die Frage geantwortet, was denn eine christliche Ehe, eine christliche Familie ausmache. Heute stehen dabei weniger Gesetze und Vorschriften im Vordergrund. Als primär wird die Orientierung an der Gestalt Jesu und den Impulsen seiner Reich-Gottes-Botschaft angesehen.

6. „Strukturelle Rücksichtslosigkeit“ - familienpolitische Notwendigkeiten

Zurück zu den materiellen Grundlagen der Familie. Die Mehrheit der Familien in Deutschland war noch nie so wohlhabend wie heute - und gleichzeitig aber auch so arm, im Vergleich nämlich zu den Erwachsenen, die keine Kinder aufziehen. Kinder zu haben, war früher, d.h. noch bis in die 50-er Jahre unseres Jahrhunderts (bis zur Einführung des Systems der dynamischen Rentenversicherung 1957) ein wesentlicher Teil der Altersvorsorge, heute ist es jedoch ein „Armutsrisiko“, wie nicht nur die Kirchen formuliert, sondern auch die Statistiker berechnet haben. Mit der Zahl der Kinder sinkt das verfügbare Netto-Pro-Kopf-Einkommen in den Familien, die notwendigen Ausgaben aber für Wohnung, Gesundheit, Ernährung, Kleidung, Ausbildung usw. steigen. Wer Kinder aufzieht, und dies sind konkret v.a. die Frauen, verzichtet auf Erwerbsarbeit (dies zu-

mindest teilweise und für einige Jahre), auf berufliche Aufstiegschancen, auf Teile der normal zu erwartenden Rentenansprüche.²⁹

Immer mehr Kinder sind auf Sozialhilfeleistungen angewiesen. Etwa 10% aller Kinder leben in Armut. Die zunehmende, strukturell verfestigte Massenarbeitslosigkeit ist sicher ein wesentlicher Faktor dieser Entwicklung; an ihr müsste v.a. angesetzt werden.

„Strukturelle Rücksichtslosigkeit“ meint, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse sich in den letzten Jahrzehnten so verändert haben, dass - wie es die Kirchen in ihrem Sozialwort formulieren - „Eltern im Vergleich zu den Kinderlosen immer größere wirtschaftliche und persönliche Verzicht abgefordert werden und auch die Tragfähigkeit der familialen Beziehungen immer häufiger überlastet wird.“³⁰ Arbeitgeber nehmen nur wenig Rücksicht auf die familialen Verpflichtungen der Arbeitnehmer.

Familienpolitik ist angesichts solcher Problemlagen nicht als karitative Not-

²⁹ a.a.O., S. 155 ff

³⁰ „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“. Wort des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland, Hannover / Bonn 1997, Nr. 70. Vgl. auch grundlegend: Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland - Zukunft des Humanvermögens. 5. Familienbericht - Unterrichtung durch die Bundesregierung, Bonn 1994.

hilfe gefordert, sondern als zentrale staatliche Aufgabe in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht. Familien sind in allen diesen Dimensionen unverzichtbar. Wie könnte eine Demokratie funktionieren, wenn Menschen nicht von klein auf lernen, fair und gerecht miteinander umzugehen? Wie könnte eine moderne, hoch differenzierte und interdependente Wirtschaft gelingen ohne das Fundament gut ausgebildeter, charakterlich reifer Menschen, die zudem in ihren Familien Stütze und Ausgleich finden? Und wie sollte eine Kultur erhalten und weiterentwickelt werden ohne die primären Lebensnetze der Familien?

Von entscheidender Bedeutung dabei ist der den heutigen Verhältnissen angepasste Umbau des Sozialstaates, näherhin eine Umverteilung der Arbeit: zwischen Mann und Frau, zwischen Erwerbs- und Familienarbeit, zwischen „Arbeitsbesitzern“ und Arbeitslosen.³¹ Im Sozialwort der Kirchen heißt es dazu: „Wesentlich ... ist, dass in Zukunft die Frauen einen gerechten Anteil an der Erwerbsarbeit erhalten und die Männer einen gerechten Anteil an der Haus-, Erziehungs- und Pflegearbeit übernehmen.“³² Die Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienarbeit muss für Frauen und Männer erleichtert werden. Einrichtungen der Kinderbetreu-

³¹ Leipert / Opielka: Erziehungsgehalt 2000, Ein Weg zur Aufwertung der Erziehungsarbeit, hrsg. vom Dt. Arbeitskreis für Familienhilfe e.V., Eschbachstr. 6, 79199 Kirchzarten, 1998, S. 9 ff.

³² „Für eine Zukunft...“, Nr. 154.

ung müssen ausgebaut und den heutigen Erfordernissen des Berufslebens besser angepasst werden.

7. Familie und Religion: von der Konfessionalität zur Patchwork-Religiosität

Nach allem, was wir bisher über den Wandel der Familie zusammengetragen oder auch nur knapp gestreift haben, wird sich niemand wundern, wenn im Folgenden von einem revolutionär zu nennenden Wandel im Verhältnis von Familie und Religion gesprochen wird. Wenn diese Veränderungen in der Religionssoziologie in der Regel auf die heutigen Menschen als Individuen bezogen werden, so leuchtet unmittelbar ein, dass sie direkt auch für die Familien gelten.³³

Die traditionellen kirchlichen „Obrigkeiten“ erreichen die Familien immer weniger. Was in Rom geschrieben wird, wird in Deutschland - trotz aller modernen Kommunikationsmittel - kaum noch verstanden. Der kirchlichen Autorität geht es kaum anders als dem patriarchalen Vater-Modell: sie verdunstet. Wer sie stärker beansprucht, provoziert Kopfschütteln bei der großen Mehrheit nicht nur der Erwachsenen, sondern auch schon der Jugendlichen und Kinder.

Religion wird heute plural wahrgenommen. In den Supermarktregalen der Fernsehsender finden sich die Angebote vieler Religionen nebeneinander. Per Knopfdruck kann ich aus einer gotischen Kirche in einen buddhistischen Tempel wechseln oder in eine Moschee. Zur oben skizzierten Globalisierung gehört auch die Globalisierung des jedem zugänglichen religiösen Feldes. Absolutheitsansprüche verlieren da an Plausibilität, zumal wenn sie nicht mehr sozial - in Nachbarschaft und Kommune - und staatlich abgesichert und durch Strafen geschützt werden.

Familien sind deshalb immer weniger konfessionell bestimmt. Sie suchen sich ihre je eigene Religiosität, mehr oder weniger explizit, mehr oder weniger angelehnt an bestimmte Kirchen oder religiöse Gruppen. Sie wählen aus. Sie entscheiden selbst, wann sie welche religiösen Angebote wahrnehmen. Genauer: die Individuen entscheiden in diesen Dingen immer stärker je für sich. Schon die Kinder sind in diesem Sinn Subjekte ihrer eigenen Religiosität. Ob sie sich beim „Zusammenbasteln“ („patchwork-Religion“) am Modell ihrer Eltern (an einem der Modelle von Mutter oder Vater) orientieren, ist eher zweifelhaft; bedeutsamer ist in der Regel der Einfluss der Gleichaltrigen.

Wenn die sakramentalen Riten der Kirchen an den großen Lebenswenden noch auf große Akzeptanz stoßen, so darf dabei die Differenz zu früher nicht überse-

³³ Zum ganzen vergl. den instruktiven Aufsatz von J.-J. Höhn, Glauben nach Wahl - oder: Wie sind die Menschen heute religiös?, in: Lebendige Seelsorge, 2/3-98, S. 78-86

hen werden. Nicht so sehr weil die Kirche dies fordert oder der christliche Glaube dies begründet, entscheidet man sich für Taufe oder Erstkommunion, Firmung oder kirchliche Trauung, sondern weil auf diese Weise dem eigenen Leben und dem der Familie eine besondere „Weihe“ gegeben werden kann.³⁴

8. Katholische Kirche und Familie³⁵

Familie ist vor allem seit dem 19. Jahrhundert zu einem zentralen Thema der katholischen Kirche geworden. Dafür gibt es eine Reihe von Gründen, die zusammenwirkten: das Schwinden der konfessionellen Einheitlichkeit, die vordem staatlich gesichert oder sogar erzwungen wurde („cuius regio eius religio“), die Industrialisierung mit ihren großen Auswirkungen auf die Arbeits- und Lebensverhältnisse, die zunehmende Infragestellung christlicher und kirchlicher Vorstellungen in Wissenschaft und Kultur, nicht zuletzt aber auch das Aufkommen eines neuen, des „bürgerlichen“ Familienmodells. Die katholische Kirche reagierte diesem gegenüber zuerst defensiv. Sie

betonte ihrer Tradition entsprechend, dass die Ehe eine Institution ist, die den Ehepartnern, sobald sie gültig verheiratet sind, nicht mehr zur Disposition steht. Sie verteidigte die patriarchale Gehorsamsordnung der Familie. Sie wertete aber auch die Frauen auf, indem sie deren „aufopferungsvollen“ Dienst als Mütter und Hausfrauen im Zentrum der Familie hervorhob.

Im Zweiten Vatikanischen Konzil hat sich die katholische Kirche teilweise von dieser Sicht gelöst und den Versuch gemacht, die heutige Familienwirklichkeit positiv zu würdigen. Ehe wurde primär als partnerschaftliche Liebesbeziehung verstanden. Familie wurde eher von personalen Beziehungen her gedacht als von festen, voneinander abgegrenzten Rollen. Aber in gewisser Weise kam das Konzil mit dieser Bejahung zentraler Werte der „bürgerlichen“ Familie schon wieder zu spät. Denn zeitgleich mit dem Konzil hatte in Europa und Nordamerika ein neuer Modernisierungsschub eingesetzt, der die Vorherrschaft auch dieses Familienmodells beendete.

1968 markiert mit dem Streit um „Humanae vitae“ den tiefen Graben zwischen Teilen der Kirchenleitung und einer größer werdenden Mehrheit der Kirchenmitglieder in unserem Kulturraum, der bis heute nicht wieder überwunden werden konnte. Der Religionssoziologe Hartmann Tyrell kommt zusammenfassend zu dem Schluss: „...angesichts dieser Ent-

³⁴ a.a.O., S. 82.

³⁵ Die folgenden Ausführungen stützen sich v.a. auf Tyrell, Hartmann: Die Familienrhetorik des Zweiten Vatikanischen Konzils und die gegenwärtige Deinstitutionalisierung von „Ehe und Familie“, in: Franz-Xaver Kaufmann / Arnold Zingerle (Hrsg.): Vatikanum II und Modernisierung. Historische, theologische und soziologische Perspektiven, Schönigh, Paderborn 1996, S. 353-373

wicklungen hat die katholische Ehe- und Familiendoktrin die Berührung zu dem, was sich auf den Feldern von Intimbeziehung, Sexualität und Elternschaft als Verhalten verändert und auch wieder normalisiert hat, offenkundig weitgehend verloren...“³⁶

Immerhin gibt es in vielen Diözesen Initiativen und Diskussionsprozesse, die insbesondere in den letzten Jahren neue Akzente gesetzt haben. Als Beispiel kann in unserer Diözese auf die Diözesansynode von 1985/86 hingewiesen werden, die entsprechenden Debatten im BDKJ Ende der 80-er Jahre, sowie auf die langjährige Diskussion dieses Fragenkreises im Diözesanrat.³⁷

Für die Zukunft ist zu vermuten, dass Familien in religiöser und kirchlicher Hinsicht immer weniger homogen sein werden. Individualisierung als umfassender gesellschaftlicher Trend bewirkt auch in diesem Feld, dass Familien nicht mehr als einheitliche „Subjekte“ religiösen Verhaltens angesprochen werden können. Individuen entscheiden je für sich, woran sie sich orientieren und wie sich verhalten wollen. Dies ist bei Jugendlichen schon ganz deutlich, zunehmend aber auch schon bei jüngeren Kindern wahrzunehmen.³⁸

³⁶ a.a.O., S. 358f.

³⁷ Vgl. Achim Battke: Sexualität, Partnerschaft, Ehe als Lernfeld für dialogische *communio* in der Kirche, in: DIAKONIA, 1996, S. 277-281.

³⁸ Bensberger Kreis: Memorandum „Neue Religiosität“, Schlier 1998, S. 17 ff

9. Gesellschaftlicher Ort und soziale Chancen kirchlicher Familienbildung

In der allgemeinen Bildungslandschaft lassen sich auch die Institutionen und Maßnahmen kirchlicher Familienbildung wahrnehmen, ihre Werbung in der Flut anderer Werbung, ihre Resonanz und Akzeptanz in Kirche und Gesellschaft. Sicher ist, dass diese Bildungsarbeit nicht die Probleme beseitigen oder gar lösen kann, die zwischen tradiertem Christentum und gegenwärtiger Kirche einerseits, moderner Gesellschaft und konkretem Alltag der Familien andererseits bestehen. Sicher ist aber auch, dass kirchliche Familienbildung spezifische Chancen hat, wenn sie sich - bei aller selbstverständlichen Verwurzelung in der Kirche - eindeutig als **Bildung** versteht und so auch öffentlich darstellt, also nicht etwa als verkleidete Missionierung oder als Rekrutierung von aktiven Kirchenmitgliedern.

Bildung verändert sich derzeit rasant - vor allem aufgrund der Möglichkeiten und Zwänge der neuen Informations- und Kommunikationsmedien. Ein bedeutsamer Faktor ist aber auch, dass Bildung wesentlich stärker als früher unter ökonomischem Druck steht. Sie muss sich „lohnen“. Sie muss kostengünstig sein - sowohl auf seiten der Anbieter als auch auf der Seite der Nachfrager, der potentiellen „Konsumenten“. Damit ergeben sich auch für die kirchliche Bildungsar-

beit völlig neue Herausforderungen. Würde sie sich diesen nicht stellen, so wäre ihre gesellschaftliche Marginalisierung unvermeidlich.³⁹

10. Anregungen für die kirchliche Familienarbeit

Man kann zwar, wie es ein Sprichwort sagt, gegen den Strom schwimmen, aber man sollte dabei seine Kräfte realistisch einschätzen. In soziologischer Perspektive ist es jedoch höchst zweifelhaft, ob größere gesellschaftliche Subsysteme, wie es die Kirchen sind, hierzu in der Lage sind. Denn sie können gar nicht so abgegrenzt gegenüber den großen gesellschaftlichen Strömungen sein, wie es dieses Sprichwort von einem Fisch oder einem Schwimmer aussagt. Wenn die großen gesellschaftlichen Trends in Bezug auf Familie richtig erkannt und dargestellt worden sind, dann kann den Kirchen und damit auch der kirchlichen Familienarbeit in ihren verschiedenen Feldern nur geraten werden, sich langfristig auf sie einzustellen und mit ihren Kräften zu arbeiten.

So fordert Hans-Joachim Höhn in seinem schon zitierten Aufsatz von den Kirchen gelassene Zurückhaltung und sympathie-

³⁹ Vgl. hierzu das Diskussionspapier „Hoffnung ist Auftrag“ des Diözesanratsausschusses Erwachsenenbildung und Kultur unserer Diözese, hrsg. vom Bildungswerk der Diözese Rotenburg-Stuttgart, Jahnstr. 30, 70597 Stuttgart, von 1997

getragene Nähe zu den Menschen. Die Kirche solle darauf verzichten, ihre Symbolhandlungen mit Glaubensinformation zu „überfrachten“. Es komme vielmehr darauf an, die existentiell-religiösen Sinnerwartungen der Menschen aufzusuchen und aufzunehmen. Nur so könnten dann auch zentrale Motive und Themen des Evangeliums vermittelt werden.⁴⁰

Angesichts der zentralen Stellung der Frauen in den Familien wird insbesondere die Frage sein, ob es der Kirche gelingt, deren „schweigenden Exodus“ umzukehren. Dazu müsste der Anspruch heutiger Frauen akzeptiert werden, selbstverantwortlich und gleichberechtigt auch in der Kirche handeln zu können. Wenn dies nicht gelingt, ist vorauszusehen, dass die Kirche nicht nur die Mehrheit der Frauen verlieren wird, sondern mit ihnen auch die der Kinder, der Männer, der Familien überhaupt.⁴¹

Was hat Familienbildung in dieser kritischen Übergangssituation zu tun? Es kann nicht Sache einer soziologischen Argumentation sein, hier weitergehende Vorschläge zu machen. Dies ist die Aufgabe derer, die in der kirchlichen Bildung für und mit Familien engagiert sind.

⁴⁰ J.-J. Höhn, Glauben nach Wahl (siehe Anm. 7), S. 85

⁴¹ Gabriel, Karl: Christentum zwischen Tradition und Postmoderne, Freiburg 1992, S.196 ff. Vgl. auch ders. (Hrsg.): Religiöse Individualisierung oder Säkularisierung. Biographie und Gruppe als Bezugspunkte moderner Religiosität, Gütersloh 1996; Gruber, Hans-Günter: Christliche Ehe in moderner Gesellschaft, Freiburg 1994.

11. Nachwort aus theologischer Perspektive

Einleitend hatte ich auf die spezifischen Grenzen und Eigenheiten der soziologischen Perspektive hingewiesen und dabei auch auf die innere Spannung, die für mich damit gegeben ist, dass ich auch Theologe bin und in einer kirchlichen Funktion arbeite. Diese Differenzen sind mir während der Niederschrift dieses Beitrags immer deutlicher geworden. Die

Spannungen zwischen modernen gesellschaftlichen Entwicklungen einerseits, Traditionen christlichen Glaubens und kirchlichen Lebens andererseits sind auch unmittelbar Spannungen in uns als Individuen. Es wäre nicht sinnvoll, sie verleugnen oder bagatellisieren zu wollen. Es gilt, sie auszuhalten und miteinander fruchtbar zu machen in der Suche nach einer heute verantwortbaren Gestalt unseres Glaubens.

Grundhaltungen gelingenden Ehe- und Familienlebens

Ehe und Familie haben gegenüber früher nichts von ihrer Attraktivität eingebüßt. Im Gegenteil, sie sind heute wichtiger denn je. In einer Zeit zunehmender gesellschaftlicher Anonymisierung und Komplexität geben sie Antwort auf die Sehnsucht des Menschen nach Geborgenheit, Liebe und Annahme. Soziologen sprechen davon, dass die zentrale Funktion der Familie in der modernen Gesellschaft darin besteht, ihren Mitgliedern einen Raum der Geborgenheit, des Schutzes und der Rekreation anzubieten, eine Atmosphäre, in der sie personal wachsen und sich je neu physisch und psychisch erholen und stabilisieren können, was ihnen in den anderen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens nur begrenzt möglich ist.

Diese grundlegend personale Ausrichtung der modernen Familie hat zur Folge, dass in ihr andere Struktureigentümlichkeiten und Gesetzmäßigkeiten herrschen als in den übrigen gesellschaftlichen Teilbereichen. Seine Ausrichtung auf die Zeugung, die Entfaltung und die Erhaltung menschlich-personalen Lebens bedingt, dass das Ehe- und Familienleben anderen Grundwerten folgt, dass es - aus

der Sicht des handelnden Subjekts formuliert - andere Grundhaltungen erfordert als etwa das Leben im Beruf oder das in der Schule. Ich möchte im folgenden - ohne Anspruch auf Vollständigkeit - acht solcher familialer Grundhaltungen beschreiben, ohne die das Leben in Ehe und Familie auf Dauer nicht gelingen kann.

Diese Grundhaltungen ergeben sich in ethischer Hinsicht aus dem kritischen Vergleich der qualitativen Sinnvorstellungen, die in den praktisch gelebten Überzeugungen der Menschen enthalten sind. Sie sind also Niederschlag erlebter und gedeuteter Sinnerfahrung. In theologischer Hinsicht handelt es sich bei diesen Grundhaltungen um Konkretionen des christlichen Eheleitbildes. Nach christlichem Verständnis ist die Ehe ein *Bund personaler Liebe*. Sie ist eine Verbindung, die gekennzeichnet ist durch die Liebe, mit der die Ehepartner einander begegnen. Richtschnur und Maßstab dieser Liebe ist die Liebe Jesu, ist jene radikale, am Verhalten Gottes zum Menschen orientierte Liebe, wie sie Jesus gelehrt und den Menschen vorgelebt hat. „Liebt einander! Wie ich euch geliebt

habe, so sollt auch ihr einander lieben!“ (Joh 13,34). So lautet die zentrale Botschaft Jesu an seine Jünger. Nicht nur der Verfasser des Epheserbriefes, auch Paulus selbst stellt im Römerbrief das Ethos der Ehe ausdrücklich in den Zusammenhang des Liebesgebots, wenn er dort schreibt: „Die Gebote: Du sollst nicht die Ehe brechen, du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht begehren!, und alle anderen Gebote sind in dem einen Satz zusammengefasst: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Röm 13,9).⁴²

1. Vorbehaltlosigkeit

Eine erste wichtige familiäre Grundhaltung ist die Vorbehaltlosigkeit. Personaler Schutz- und Entfaltungsraum kann die Familie nur sein, wenn die Ehepartner einander und ihre Kinder vorbehaltlos annehmen. Dem Grundwert der Vorbehaltlosigkeit liegt die Einsicht zu Grunde, dass sich Menschen und menschliche Beziehungen nicht wie materielle Dinge verrechnen lassen. Sie entziehen sich vielmehr dem objektivierenden Zugriff des Menschen. Aus diesem Grund muss sowohl die Entscheidung für die Ehe wie auch die für das Kind von einem unbedingten, unverbrüchlichen Ja getragen sein, von einer Zusage, die nicht kurzfristig gemeint ist, sondern sich als eine

grundlegende Entscheidung, als eine Entscheidung für ein ganzes Leben versteht. Erst der entschiedene Wille, den Ehepartner in lebenslanger Treue unbedingt anzunehmen, entzieht die Liebe dem Wechsel der Gefühle und der Willkür und verleiht ihr Dauer und Unverbrüchlichkeit. Erst in der Beständigkeit der Person, im Stehen zu einer einmal getroffenen Entscheidung werde ich für meinen Partner vertrauenswürdig und verlässlich. Mehr noch als der Ehepartner bedarf das Kind dieser vorbehaltlosen Annahme. Denn Kinder in die Welt zu setzen, bedeutet immer, sich ganz einzulassen auf Zukunft, bedeutet vor allem, sich ganz einzulassen auf ein neues Leben, auf einen Menschen, der in seiner Persönlichkeit ebensowenig verrechenbar ist wie ein Erwachsener. Zu welchem Menschen sich ein Kind entwickeln wird, wissen die Eltern nicht. Das haben sie auch nur zum Teil selbst in der Hand. Was sie allerdings wissen sollten, ist, dass Kinder nur in einem Klima unbedingten Angekommenseins und umfassender Verlässlichkeit personal wachsen und reifen können. Aus diesem Grund bedarf das „Ja“ zum Kind der gleichen Vorbehaltlosigkeit wie das „Ja“ zum Ehepartner. Nur der entschiedene Wille, sein Kind ein Leben lang unbedingt anzunehmen, egal welche Eigenschaften und Fertigkeiten es zukünftig offenbaren mag, macht die Eltern für das Kind zu vertrauenswürdigen Bezugspersonen.

⁴² Vgl. zum Folgenden Hans-Günter Gruber, Familie und christliche Ethik, Darmstadt 1995, 84-130.

2. Hingabe

Eine zweite Grundhaltung familialen Lebens ist die fürsorgende Hingabe. Damit meine ich jene Haltung, die zunächst und primär auf die Person des andern zielt. Wer sich dem anderen ganz hingibt, fragt nicht danach, was dieser ihm bieten kann, sondern fragt danach, was er ihm geben und bedeuten kann. Hingebende Liebe ist also eine transzendierende Liebe. Die Grundbewegung dieser Liebe weist vom Ich zum Du. Diese auf die Person des andern zielende Liebe darf aber nicht mit einer altruistischen, rein selbstlosen Liebe verwechselt werden. Denn der eine kann dem anderen ja nur dann etwas geben, wenn er sich als Person selbst besitzt, wenn er, psychologisch gesprochen, erwachsen und selbstständig ist. Liebe als Selbsthingabe setzt Selbstbesitz und Selbstliebe voraus. Nur wer sich selbst ganz besitzt und liebt, kann sich auch wirklich dem anderen hingeben und ihn als Person, das heißt um seiner selbst willen lieben und annehmen.

Dem familialen Grundwert der Hingabe entsprechen verschiedene Haltungen. Eine erste solche Haltung ist die Sensibilität. Eine Haltung, die nicht nur das eigene Wohl im Auge hat, sondern mit diesem zugleich das des andern, spürt und fragt danach, woran es diesem mangelt. Eine solche Haltung zeigt sich solidarisch, wenn es gilt, für den andern da zu sein und ihm Hilfe und Unterstützung zu gewähren. Wirkliche Hingabe zeigt sich gerade darin, dass man nicht nur in guten

Zeiten zu seinem Ehepartner, zu seinen Kindern oder zu seinen Geschwistern steht, sondern auch und gerade in Zeiten der Belastung, der Krankheit und des Unglücks.

Eine zweite, dem Grundwert der Hingabe entsprechende familiale Haltung ist die Rücksichtnahme. Eine um das Wohl des Ehepartners und der Kinder besorgte Haltung nimmt Rücksicht auf deren Bedürfnisse, Wünsche und Lebenspläne und ist um einen gerechten Ausgleich der Interessen bemüht. In einer Familie gibt es immer wieder Situationen, in denen aufeinander Rücksicht genommen werden muss. Die ältere Schwester muss Rücksicht nehmen auf die Ruhezeiten des jüngeren Bruders. Die Mutter muss Rücksicht nehmen auf das Bedürfnis ihrer heranwachsenden Tochter nach mehr Distanz und Freiraum. Der Mann muss Rücksicht nehmen auf den Wunsch seiner Frau nach mehr beruflicher Aktivität und personalem Gefordertsein jenseits ihres Daseins für die Familie.

Eine dritte Haltung schließlich, die mit dem familialen Grundwert der Hingabe verbunden ist, ist die Akzeptanz. Fürsorgende Hingabe impliziert, die anderen Familienmitglieder in ihrem Anderssein zu akzeptieren und ihnen Raum zu ihrer Entfaltung zu lassen. Den andern als Person, um seiner selbst willen zu lieben, heißt, ihn so zu lieben, wie er ist. Es ist ein Merkmal personal-hingebender Liebe, dass sie den anderen gerade nicht auf Grund dessen liebt, was er besitzt und

leistet, sondern einfach auf Grund seines Wesens.

3. Verzicht

Untrennbar verbunden mit ehelicher wie elterlicher Hingabe ist eine dritte familiale Grundhaltung: der Verzicht. Mit dem Entschluss, ihr Leben in unbedingter personaler Treue miteinander zu teilen, verzichten die Eheleute auf andere mögliche Lebens- und Geschlechtspartner. Vor allem aber verzichten sie damit auf ein Leben in Ungebundenheit. Sie sind dazu bereit, ihre Eigenheiten und Zukunftspläne miteinander abzustimmen. Sie nehmen im täglichen Zusammenleben in ihren Entscheidungen und Handlungen auf ihre wechselseitigen Bedürfnisse und Wünsche Rücksicht. Die Eheleute schränken mit der Entscheidung zur Ehe einerseits also freiwillig ihren Freiheitsspielraum ein. Aus dieser Entscheidung und dem damit verbundenen Verzicht erwächst ihnen auf der anderen Seite aber eine ganz neue Freiheit: die Freiheit der Entschiedenheit. Ein Zusammenleben aus einer solchen Entschiedenheit heraus setzt neue Kräfte frei. Es verleiht dem einzelnen, insofern er sich durch seinen Partner unbedingt angenommen und geliebt weiß, jene Sicherheit und jenes Vertrauen, das er braucht, um seine personalen Anlagen zur vollen Entfaltung bringen zu können. Sich nicht täglich neu der Liebe und Zuneigung des andern vergewissern zu müssen, setzt die Partner auch für ih-

ren notwendigen Einsatz in Familie, Gesellschaft und Beruf frei.

Mehr noch als das Zusammenleben mit dem Ehepartner erfordert Elternschaft heute die Bereitschaft zu Verzicht. In unserer technisch-industriellen Kultur ist mit der Erziehung der Kinder ein hoher zeitlicher, emotionaler und finanzieller Einsatz verbunden. Das aber heißt: Elternschaft bedeutet heute Verzicht auf genau das, was das wirtschaftliche Leitbild der modernen Gesellschaft ausmacht: die aktive Lebensplanung, die die eigene Person in den Mittelpunkt stellt, und deren Gebote Mobilität, Unabhängigkeit, Selbstständigkeit, Leistung und Genuss heißen. Heute Kinder zu haben, stellt daher eine enorme Herausforderung und Belastung dar. Es erfordert, Stellung zu beziehen gegen die Götzen der Zeit, gegen Egoismus, Konsum, Ungebundenheit und Bequemlichkeit. Elternschaft und der damit verbundene Verzicht auf moderne Konsumgüter und Lebensmöglichkeiten stellt für die Betroffenen aber nicht nur eine Belastung, sondern auch eine Chance dar. Sie lenkt die Aufmerksamkeit der Eheleute auf wichtige menschliche Werte und Werthaltungen wie Fürsorge und Verantwortung, Einfühlbarkeit und Emotionalität, und trägt so wesentlich zu deren Wachstum und personalen Reifung bei.

4. Emotionalität

Vorbehaltlose, personenbezogene Hingabe, wie sie das familiäre Miteinander bestimmt, bedingt eine Atmosphäre der Intimität und Emotionalität. Damit ist eine vierte Grundhaltung familialen Lebens angesprochen. Als umfassende, der gemeinsamen personalen Reifung und Bewältigung des Lebens dienende Lebensform ist die Familie durch einen gefühlbetonten, von menschlicher Nähe und persönlicher Vertrautheit geprägten Umgangs- und Interaktionsstil gekennzeichnet. Nicht Rationalität und Distanz, sondern wechselseitiges Verständnis und personenbezogene Wertschätzung verleihen diesem Umgangsstil ihr unverwechselbares Profil.

Dem Grundwert der Emotionalität entspricht eine Haltung der Offenheit, der Offenheit gegenüber und des Ernstnehmens von Gefühlen. Offen sein für Gefühle heißt zunächst: Ich öffne mich dem andern gegenüber, ich zeige mich ihm unverstellt, so wie ich bin. Ich mache ihm nichts vor. Ich offenbare ihm vielmehr meine Gefühle und Bedürfnisse, meine Sorgen und Ängste, aber auch meine Freuden und Hoffnungen, und lasse ihn daran teilhaben. Offen sein für Gefühle heißt aber auch umgekehrt, offen zu sein für die Gefühle des andern, sie beim andern wahrzunehmen. Gefühle *wahrzunehmen*, bedeutet - im Wort ist das bereits ausgedrückt - sie *für wahr* zu nehmen, sie zu respektieren, nicht über sie zu streiten. Denn Gefühle sind nicht

richtig oder falsch; sie sind einfach vorhanden und damit ernst zu nehmen. Ich kann daher nur versuchen, sie zu verstehen. In dem Maße aber, in dem mir das gelingt, wird sich der andere von mir als Person auch angenommen und akzeptiert fühlen.

5. Verantwortung

Eine fünfte familiäre Grundhaltung ist die Verantwortung. Wo Menschen sich, wie in Familienbeziehungen üblich, ganzheitlich-personal einander zuwenden und ihr Leben miteinander teilen, wächst ihnen unweigerlich auch Verantwortung füreinander zu, wie das Antoine de Saint-Exupéry dem Kleinen Prinzen mit dem Satz „Ich bin für das verantwortlich, was ich mir vertraut gemacht habe“ ausdrücken lässt.

Drei Aspekte charakterisieren diese familiäre Grundhaltung. Verantwortung ist zum einen ein personaler Vorgang. Er setzt Reflexions- und Dialogfähigkeit voraus und ist damit eine spezifische Möglichkeit allein des Menschen. Bezogen auf Ehe und Familie heißt das: Die Verantwortung der Ehepartner oder der Eltern erstreckt sich ganz konkret auf die Person des anderen. Nicht einer anonymen Institution oder Macht, dem Stand der Ehe etwa oder dem Staat, wissen sich die Familienmitglieder verpflichtet, sondern ihrem Lebenspartner und seinen personalen Bedürfnissen oder ihrem Kind

und seiner Entwicklung. Vor ihnen und für sie fühlen sie sich verantwortlich. Durch diese personale Bezogenheit bleibt die Verantwortung in Ehe und Familie nicht abstrakt, sondern wird für den einzelnen konkret fassbar und erlebbar.

Familiale Verantwortung ist zweitens unteilbar. Sie ist Folge eines personalen Geschehens, aus dem man nicht einfach aussteigen kann wie aus einem Vertrag. Man hat hier vielmehr ganz für die Folgen seines Tuns einzustehen. An der Eltern-Kind-Beziehung wird das vielleicht am deutlichsten. Mit der Entscheidung, ein Kind in die Welt zu setzen, treten Eltern in einen Verantwortungszusammenhang ein, der, auch wenn er sich im Laufe der Zeit stark verändert, zeitlebens bestehen bleibt. Eltern bleiben Eltern, auch wenn ihre Kinder erwachsen sind und selbst Kinder haben. Sie bleiben auch dann Eltern, wenn sie sich trennen und einen neuen Partner heiraten.

Als personale Geschehen eignet familiärer Verantwortung schließlich ein Moment der Wechselseitigkeit. Wer Verantwortung übernimmt, gibt immer schon handelnd Antwort auf ein an ihn zuvor ergangenes Wort oder auf eine an ihm vorgängig gewirkte gute Tat. Wer Verantwortung übernimmt, hat bereits eine gute Erfahrung gemacht mit jemand und sieht sich dadurch seinerseits zum Handeln aufgerufen. Die Eltern-Kind-Beziehung, um nochmals dieses Beispiel aufzugreifen, ist nicht nur eine Beziehung der Eltern zu ihren Kindern; sie ist auch umgekehrt eine Beziehung der Kin-

der zu ihren Eltern. Auch demjenigen, der vertraut gemacht, der, wie Antoine des Saint-Exupéry an anderer Stelle seiner Erzählung sagt, „gezähmt“ wurde, wächst Verantwortung zu. Konkret gesprochen: Auch Kinder haben Verantwortung für diejenigen, die sie erzogen haben. Besonders dringlich und wichtig wird diese Verantwortung dann, wenn die Eltern alt sind. Denn im Alter ist der Mensch, ähnlich wie zu Beginn seines Lebens, in der Regel körperlich und seelisch zunehmend auf fremde Hilfe verwiesen.

6. Versöhnung

Mit dem Wandel der Aufgaben und der Struktur der modernen Familie hat sich auch ihr Konfliktpotential enorm erhöht. Nicht zuletzt deshalb ist in modernen Gesellschaften ein angemessenes Gesprächsverhalten, vor allem aber ein konstruktiver Umgang mit Konflikten zu einem entscheidenden Faktor für die Ehe- und Familienzufriedenheit geworden. Konflikte konstruktiv zu lösen, setzt aber die Bereitschaft zu Kooperation und Versöhnung voraus. Mit anderen Worten: Kooperation und Versöhnung sind heute von grundlegender Bedeutung für die Stabilität und das Gelingen familialen Lebens. Sie setzen familiäre Haltungen frei - und darin liegt ihre Werthaftigkeit begründet -, die einer konstruktiven Konfliktregelung den Weg bahnen.

Eine von Kooperation geprägte Konfliktregelungsstrategie sieht im andern keinen

Konkurrenten, sondern einen gleichberechtigten und gleichwertigen Partner. Kinder ebenso wie Eltern machen die - oftmals schmerzvolle - Erfahrung, dass man in der Familie nur gemeinsam gewinnen oder verlieren kann. Deshalb sollten sie in Situationen, in denen unterschiedliche oder gegensätzliche Bedürfnisse oder Anschauungen aufeinander treffen, um eine Lösung bemüht sein, mit der sich alle Teile einverstanden erklären können. In der Regel werden die miteinander streitenden Parteien das durch Teilverzicht auf die volle Zielverwirklichung zu erreichen versuchen.

Eine versöhnungsbereite Einstellung führt darüber hinaus dazu, dass jeder der Konfliktpartner nach einem vorangegangenen Streit nicht auf den ersten Schritt des andern wartet, sondern von sich aus auf den andern zugeht und um eine Klärung des Konflikts bittet. Ein solches *Ethos des ersten Schrittes* motiviert die Familie, über die vorhandenen Probleme nicht vergangenheits-, sondern gegenwarts- und zukunftsorientiert zu reden. Die Familienmitglieder möchten sich nicht im Schlechten fixieren, sondern gemeinsam daran arbeiten, die vorhandenen Schwierigkeiten zu bewältigen. Nicht zuletzt aber entsteht daraus im Streit- und Konfliktfall für den einzelnen die Anregung, mehr über die eigene Rolle und Verantwortung nachzudenken als über die des andern.

Eine kooperations- und versöhnungsbereite Einstellung führt für sich genommen noch nicht zur Klärung eines Kon-

flikts. Einer solchen wird aber der Weg gewiesen, indem zum einen der Zirkel negativer Zuschreibungen durchbrochen und damit eine Eskalation des Streits verhindert wird, und indem zum andern ein Klima geschaffen wird, in dem eine Klärung konstruktiv erfolgen kann.

7. Fruchtbarkeit

Eine siebte Grundhaltung der Familie ist die Fruchtbarkeit. Der Familie eignet als Ort der Zeugung und Entfaltung menschlich-personalen Lebens eine zutiefst soziale, im wahrsten Sinne des Wortes fruchtbare, lebensspendende Dimension. Aus der entschiedenen gegenseitigen Hingabe und Liebe der Ehepartner entsteht ein Mehrwert, der die Ehe- und Familiengemeinschaft übersteigt. Die Fruchtbarkeit, der *soziale Mehrwert* familialer Liebe wird sich, über die Mitwirkung an der Personvollendung des anderen hinaus, zunächst und in aller Regel darin erweisen, dass aus der gegenseitigen personalen Hingabe und Liebe der Ehepartner Kinder hervorgehen. Neben dieser Form der Verleiblichung überschreitet familiäre Liebe als fruchtbare Liebe aber auch den selbstgenügsamen Raum der Familie und engagiert sich für das Gemeinwohl, das heißt für das Funktionieren der Gesamtgemeinschaft. Dies schließt mit ein, dass sie sich, in welcher Weise das im einzelnen auch immer der Fall sein mag, solidarisch zeigt mit den

armen und bedürftigen Menschen in ihrer engeren und fernerer Umgebung.

8. Hoffnung

Eine achte Grundhaltung familialen Lebens schließlich ist die Hoffnung. Bei aller Bedeutung, die einer konstruktiven Konfliktregelung für das dauerhafte Gelingen ehelichen und familialen Lebens in der modernen Gesellschaft zukommt, darf jedoch nicht übersehen werden, dass nicht alle Konflikte gelöst werden können. Es kann in einer Ehe Konflikte geben, die sich momentan oder überhaupt nicht klären lassen. In solchen Fällen besteht eine adäquate Konfliktregelung darin, mit dem entsprechenden Konflikt umgehen und leben zu lernen, ihn sozusagen unter Kontrolle zu halten, damit er sich nicht wie ein Krebsgeschwür auf die anderen, gut funktionierenden Bereiche des Zusammenlebens ausbreitet. Nicht allen Menschen gelingt das. Dies ist auch nicht immer möglich, denn manche Konflikte sind so schwerwiegend, betreffen unter Umständen auch derart zentrale Bereiche der Ehegemeinschaft, dass sie einem weiteren sinnvollen Zusammenleben die Grundlage entziehen.

In solchen Situationen kann gerade der christliche Glaube, wie er dem katholischen Verständnis des Ehesakramentes zugrunde liegt, eine Hilfe sein. Als Sakrament bezeichnet die christliche Ehe nicht nur das österliche Heilsgeschehen, sondern nimmt daran teil. Christliche

Eheleute sind in ihrer Beziehung mit hineingenommen in das Geheimnis um den Tod und die Auferstehung Jesu Christi. Sie bilden dieses Christumysterium konkret ab und erlangen in dem Maße, in dem sie sich diesem Heilsgeschehen öffnen, das heißt, in dem Maße, in dem sie Christus in ihre Gemeinschaft mit hineinnehmen, Anteil daran. Christus in die Ehe mit hineinnehmen aber heißt, sein Leben letztlich nicht auf den Ehepartner zu gründen, sondern auf den Glauben an Gott und dessen Heilszusage. Für den aber, der sein Leben auf Gott gründet, der letzten Halt und Sinn nicht von Menschen, sondern von Gott erwartet, bedeutet das Scheitern seiner Ehe nicht zugleich das Ende all seiner Hoffnung auf Heil und Glück.

Wer sein Eheleben aus dem Glauben an die Heilszusage Gottes heraus gestaltet, darf hoffen, dass für ihn selbst im Scheitern noch Heil - und zwar nicht erst im Jenseits, sondern bereits hier auf Erden - möglich ist. Diese Hoffnung gibt Kraft, Krisen und Verletzungen, die mit Trennung und Scheidung in der Regel verbunden sind, zu überwinden. Sie lässt den einzelnen selbst im Scheitern noch eine Zukunft für sich erkennen und verleiht ihm so neuen Mut zum Leben. Die Quelle eines solchen Glaubens ist „die Frohbotschaft beider Testamente, die dem Hellhörigen bezeugt, dass Ohnmacht keine Schwäche sein muss, sondern ganz im Gegenteil ein Tor zu neuer Zuversicht erschließen kann“ (Pinchas Lapide).

Mechthild Alber

Im Anfang war das Wort...

Kommunikation in der Familie

Die richtigen Worte finden

Für das Gelingen von Ehe und Partnerschaft ist eine offene, konstruktive Kommunikation von großer Wichtigkeit. Eine Atmosphäre, in der man die persönlichen Gefühle und Gedanken offen aussprechen kann, und die richtigen Worte, mit denen man dem anderen auch Unangenehmes und Kritisches sagen kann: das sind die Voraussetzungen dafür, dass die positiven Gefühle, die Menschen füreinander hegen, nicht im Beziehungsalltag zerrieben werden. Schon einem Paar gelingt das nicht einfach wie von selbst. Kommen dann noch Kinder dazu, wachsen neben den positiven Erfahrungen auch die Belastungen; die innerfamiliäre Welt (meist die der Frauen und Kinder) und die außerfamiliäre Welt des Berufs (meist des Vaters) driften auseinander. In zunehmendem Maß sind unterschiedliche Bedürfnisse unter den sprichwörtlich „einen Hut“ zu bringen. Während die Kinder im allgemeinen ihren Bedarf an Kommunikation einfordern, gerät die Paarkommunikation leicht ins Abseits. Um dem gegenzusteuern, muss man also immer wieder Räume suchen, in denen

Kommunikation möglich ist; man muss aber auch die richtigen Worte füreinander finden, damit gemeinsame Gespräche nicht zu sterilem Leerlauf verkommen, sondern zu einem Lebensquell für die Beziehung werden. Und das kann man lernen.

In den letzten Jahren haben viele hundert Paare in den EPL- und KEK-Gesprächstrainings erfahren, dass ein konstruktiver Kommunikationsstil erlernbar ist. In 10 Sprecher- und Hörerregeln (s. Kasten) sind die wichtigsten Erkenntnisse der Kommunikationsforschung „handlich verpackt“; und Untersuchungen des Instituts für Kommunikationsforschung in München haben ergeben, dass das gemeinsame Erlernen dieser Regeln in einem Kurs tatsächlich lang anhaltende positive Auswirkungen hat. Die Regeln für sich genommen scheinen zunächst banal, aber sie tragen doch dem - oft vergessenen - Umstand Rechnung, dass Kommunikation letztlich immer die Begegnung von zwei Welten ist, von verschiedenen Menschen, deren gegenseitiges Verstehen immer nur Annäherung sein kann.

Als Sprecher/in...

- ◆ **...spreche ich von mir.**
(statt „man“)
- ◆ **... benenne ich eine konkrete Situation.** (statt „immer“, „nie“)
- ◆ **... beschreibe ich ein konkretes Verhalten** (statt „typisch“)
- ◆ **... bleibe ich beim Thema.**
(statt „damals“)
- ◆ **... öffne ich mich und sage, was in mir vorgeht.**
(statt Vorwürfe oder Anklagen)

Als Zuhörer/in...

- ◆ **... zeige ich, dass ich zuhöre**
(„Hm“, „Aha“, Nicken, Blickkontakt...)
- ◆ **... fasse ich das Wichtigste zusammen** (Wiederholung mit eigenen Worten...)
- ◆ **... stelle ich Fragen nach Wünschen und Gefühlen**
- ◆ **... lobe ich das Gesprächsverhalten.** („Gut, dass du das so offen sagst“...)
- ◆ **... melde ich zurück, welche Gefühle das Gehörte bei mir auslöst.** („Das ärgert/freut mich jetzt!“...)

Im Anfang war das Wort

„Im Anfang war das Wort“, - so beginnt bekanntlich das Johannesevangelium. Im Anfang war Kommunikation. Und das Evangelium entfaltet dann, wie die Kommunikation zwischen Gott und Menschen geschieht, gelingt oder auch misslingt: Das Wort verlässt die Welt Gottes und wird Fleisch, es dringt ein in die Sphäre des Menschlichen und hat teil an der Geschichte, an den Freuden und Leiden der Menschen. Die Menschen können sich

auf dieses Wort einlassen und es aufnehmen, sie können sich ihm aber auch verschließen. Die grundsätzlichen Bedingungen und gleichzeitig die Schwierigkeiten von Kommunikation sind hier auf den Punkt gebracht: Das Wort, die Sprache, das Sich-Aussprechen ist Medium, Mittleres, Vermittelndes zwischen zwei „Welten“; das Sich-Mitteilen und Einander-Verstehen kann aber nur gelingen, wenn zwei bereit sind, ihre Eigenwelten auf den jeweils anderen hin zu überschreiten.

„**Im Anfang** war das Wort“, war Kommunikation: Das deutet auch darauf hin, dass trotz aller Schwierigkeiten und Missverständnisse Kommunikation ursprünglich zum Menschen gehört, dass er gar nicht anders kann, als sich selbst mitzuteilen. Ohne Mitteilung gäbe es kein Leben. Aber wie beginnt eigentlich die Kommunikation beim Menschen? Und lässt sich von diesem Anfang Grundsätzliches ableiten?

„**Im Anfang war ... der Schrei**“

Der Schrei ist der erste Urlaub, mit dem ein kleines Menschenkind auf die Welt kommt. Zaghafte, wimmernde, energische - je nach Temperament. Und mit diesem Urlaub beginnt der Versuch der Dechiffrierung: Was hat das Kind? Ist es hungrig, müde, hat es die Hosen voll? Sucht es Nähe, Spielen, Abwechslung? Sich mitzuteilen gelingt nur, wenn da auch jemand da ist, der verstehen will, der bereit ist, sich einzufühlen; und das ist nicht möglich ohne Interpretation: „Nein, hungrig kann das Kind nicht sein, ich habe es erst vor einer halben Stunde gestillt“. Verstehen ist umso eher möglich, je mehr wir das Leben des andern kennen und seine Äußerungen einordnen können. Aber alle Mühe kann auch vergebens sein. Das Kind wird dann weiterschreien, weil wir seine Not noch nicht richtig verstanden haben. Und sein Schreien nötigt uns zur Korrektur unseres Verstehensversuchs. Diese Korrekturmöglichkeiten

sind wichtig. Später, wenn es nicht mehr um unmittelbare Bedürfnisse geht, verstummen die „Schreie“ oft. Weil das Gegenüber keinen Widerspruch mehr zulässt, keine Korrektur dessen, was er vom andern verstanden zu haben meint, bricht Kommunikation ab.

Verstehen ist also nur zwischen diesen beiden Polen möglich: zwischen der Notwendigkeit der interpretierenden Annäherung an das, was der andere wohl mit seinen Worten meint, und dem Respekt davor, dass ich ihn letztlich nie ganz verstehen kann, weil wir verschiedenen sind. „Ich weiß ja schon, was du meinst“ - dieser totalitäre Deutungsanspruch zerstört den Dialog, er hält ihn letztlich ja auch für unnötig. Je weiter die Lebenswelten in der Familie auseinanderdriften - zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und den heranwachsenden Kindern - desto schwieriger wird das gegenseitige Verstehen. Es gehört viel geduldiges Hinhören und Nachfragen dazu, um die Bemerkungen, die Anfragen, evtl. auch die Kritik richtig zu verstehen. Denn man ist immer geneigt, vom eigenen Erleben auf das der anderen zu schließen; und es ist schwer, sich der Andersartigkeit des Anderen bewusst zu bleiben.

„Hab ich dich richtig verstanden...?“ und „Erklär mir doch, warum dich das so betrifft?“ können dabei hilfreiche „Suchpfade“ in die immer andere Welt der andern sein.

Körpersprache und Worte

Zum Sprechen braucht man Worte. Doch die ersten „Worte“ sind in keinem Lexikon zu finden. Wenn ein Kind einen anschaut, anlächelt, einem mit Händen und Füßen entgegenrudert, dann beginnt es bereits in der Ursprache des Körpers zu reden. Sprechen ist für uns Menschen lebensnotwendig, weil wir immer wieder die Bestätigung brauchen: es ist gut, dass du da bist. Das ist die wichtigste „Information“ vor allen späteren Inhalten, die sprachlich kommuniziert werden können. Deswegen ist der Klang der Stimme, die Körpersprache, die Zuwendung (in dem ganz wörtlichen Sinne, dass ich den anderen anschau) so wichtig. Und wo die Grundhaltung der Zuwendung nicht mehr zu spüren ist, schleichen sich unmerklich Missverständnisse ein und misslingt die Kommunikation sehr schnell.

Und dann ereignet sich irgendwann das Wunder, dass Laute und Silben für Menschen und Dinge stehen: Mama, Papa, Auto, Nase, Wau-wau... Eine ganz neue Welt entsteht: die Welt der Wörter. Am Anfang sind die Wörter noch echte „Nomina“ - Namen nämlich, mit denen konkrete Personen und Dinge angerufen werden können. „Mama“ und „Papa“ - da schwingt die ganze kindliche Erfahrung mit, die es mit diesen ersten, wichtigsten Personen seines Lebens gemacht hat. Je älter wir werden, desto abstrakter wird auch unsere Sprache. Auf einmal scheinen die Worte immer dasselbe zu mei-

nen, egal wer sie in den Mund nimmt. Aber das ist nur oberflächlich so. Sie kommen nach wie vor aus dem sehr persönlichen Erfahrungsgrund. Und Verstehen gelingt umso besser, je mehr ich mir dessen bewusst bleibe und ich den persönlichen Hintergrund eines anderen entdecke. Seine Worte und meine Worte bedeuten nicht dasselbe. Jeder hat seinen ureigenen „Dialekt“, den es zu respektieren gilt. So werden Gespräche zu spannenden Entdeckungsreisen.

Erzählen

Aber das gelingt oft besser mit Fremden, oder zumindest mit Menschen, mit denen man nicht tagtäglich zusammen ist. Es ist ja gerade die Tragik der Familie, dass in ihr Gespräche oft oberflächlich und nichtssagend werden und sich das öde Gefühl einstellt, man habe sich nichts mehr zu sagen, weil schon alles gesagt wurde. Ein hilfreiches Mittel dagegen ist Erzählen. Erzählen heißt, zum „Ursprung“ der Wörter zu kommen, dahin, wo sie lebendig sind. Deswegen betteln Kinder immer wieder: erzähl uns was. Welche Welt habe ich z.B. hinter dem Wort „Geburt“ erlebt? Oder in dem Wort „Vater“? In „zu Hause“, „Welt entdecken“, „verliebt sein“...? Ich kann es erzählen. Es gibt freilich auch die leblosen Geschichten, die keiner mehr hören will, die schon zum hunderttausendsten Mal erzählt wurden, oder Geschichten, die eigentlich nur noch die belehrende „Moral von der Geschicht“ sind und gerade dar-

um ihre Widerständigkeit und Vitalität verloren haben. Geschichten leben vom richtigen Leben, das nie ganz aufgeht in den nachträglichen Deutungen. Und sie werden neu erweckt vom richtigen Zuhören, vom Lauschen, vom Interesse, dem Dazwischen- und Dabei-sein mit den Ohren, mit den Augen, mit dem Herzen.

Stille

Ein Letztes: wirkliches Sprechen wird aus der Stille geboren. Die Worte müssen gewissermaßen immer wieder „in den Anfang zurückkehren“, um nicht in Geschwätzigkeit zu nichts zerredet zu werden. So wie ein Kind, das noch lange Zeiten schläft, um dann aus dieser atmenden Stille heraus aufzuwachen und wieder neu und anfänglich Kontakt aufzunehmen mit seiner Welt. Das ist vielleicht am schwierigsten nachzuvollziehen. Stille wächst ja zunächst da, wo ich allein bin (wenn ich sie nicht immer wieder vertreibe mit Hilfe unserer Berieselungsmaschinerie!). Und das ist gerade das Gegenteil von zusammenleben. Räume der Stille **gemeinsam** zu erleben,

setzt voraus, dass ich den anderen nicht restlos für mich beanspruche, dass ich ihn freigebe an sich selbst - sei es der Ehepartner oder das Kind. Unumgänglich wird das beim Schlaf, der nicht nur für unseren Körper, sondern auch für die Seele ein unersetzliches Versinken ins Schweigen ist und gerade dadurch Erholung, „Neu-Schöpfung“. Deswegen ist auch das letzte Wort am Abend und das erste am Morgen so wichtig, der Abschied und das Wiedersehen - und dazwischen die große Stille, die manches verwandeln kann: Missverstehen, Gekränktsein, noch-nicht-die-richtigen-Wortefinden...

Kommunikation in der Familie zu lernen ist ein lebenslanger Prozess, und jeder neue Lebensabschnitt gibt neuen Stoff dafür. Die Bereitschaft zu lernen ist dabei wohl wichtiger als die Feststellung, das eine oder andere schon zu wissen und richtig zu machen. Wenn die Lust zu entdecken größer ist als die Angst, es nicht recht zu machen, dann wird vielleicht zuweilen wahr, was der Dichter Eichendorff schreibt:

**Schläft ein Lied in allen Dingen (und Menschen),
die da träumen fort und fort.
Und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort.**

Anna Elisabeth Jäger

Konzept einer Eltern- und Familienbildung

Versuch, die Veränderung der Familienformen in kirchlicher Bildungsarbeit zu thematisieren

Familien, Paare waren und sind eine wichtige Zielgruppe kirchlicher Bildungsarbeit. Das Bildungswerk Kreis Ravensburg e.V. bietet für sie seit Jahren erfolgreich Kurse an, zum Beispiel: „Erziehen lässt sich lernen“, oder „Mit Kindern den Glauben entdecken“. Für das Wochenende „Spielend miteinander leben“ wie auch neuere Angebote „Väter und Söhne“, „Mütter und Töchter“ gibt es Wartelisten - es scheint, dass erlebnispädagogische Ansätze gefragt sind. Und doch haben wir uns als pädagogisches Team in Anbetracht der sich verändernden Familienformen zu fragen: Wie kann es uns gelingen, die Gestaltung der Eltern und Familienbildung an den alltäglichen Interessen, Fragen und Problemen heutiger Familien zu orientieren und Hilfestellung anzubieten, mit den Veränderungen umzugehen. Erlebnispädagogische Angebote mögen den Familien sicherlich gut tun, sie ermöglichen Erfahrungen, die die Familien, gleichgültig in welcher Lebensform sie leben, stärken. Unserem kirchlichen Auftrag, uns „... mit indivi-

duell-personalen als auch mit strukturell gesellschaftlichen Problemen“ zu befassen, „ ... keinen Lebensbereich auszuschließen...“ (Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart (Hrsg.), 1983, S. 103), können wir damit jedoch noch nicht entsprechen.

Themen sind oft willkürlich, traditionsgebunden und trendorientiert

- Es ist eine große Verlockung für einen Bildungsträger, sich damit zufrieden zu geben, gut angenommene Themen solange anzubieten, bis sie nicht mehr im Trend liegen.
- Häufig beruhen Themen der Eltern- und Familienbildung auf der Basis von zufälligen Kompetenzen und Interessen einzelner ReferentInnen, die mit einem interessanten Thema auf das Bildungswerk zukommen.
- Die Interessen der einzelnen ReferentInnen hängen oft von der eigenen Lebensgestaltung und Familienphase ab.

- Die kirchliche Anbindung unserer Bildungseinrichtung erschwert es, ReferentInnen anzusprechen, die in ihrer eigenen Familienform nicht der traditionellen Lebensform entsprechen. Diejenigen, die zum Beispiel als Geschiedene, Getrenntlebende im ReferentInnenstamm mitarbeiten, sind dies erst im Laufe ihrer Tätigkeit geworden und ziehen sich meist stillschweigend aus der Eltern- und Familienbildung zurück oder widmen sich speziell der Zielgruppe der Alleinerziehenden.

Diese Tatsache veranlasste unseren früheren Vorstand, ein neues Konzept für unsere Eltern- und Familienbildung erstellen zu lassen. Die folgende Darstellung ist ein Auszug aus diesem Konzept, das Teil einer Diplomarbeit bei Dr. Norbert

Vogel, Institut für Erziehungswissenschaft an der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften der Universität Tübingen ist.

Die Struktur der Gegenwart zum Thema machen

Ziel einer Neukonzeption war es, bestehende Familienformen zu vergegenwärtigen, sich auf deren Strukturen und Ausformungen, verbunden mit ihren Fragestellungen, Problemen und auch Chancen, einzulassen. Aspekte der Sozialisationsforschung, der Soziologie sowie neuere Forschungsergebnisse der Pädagogik wurden zugrundegelegt.

An dieser Stellen sollen einige für die Bildungsarbeit markante Aspekte aufgeführt werden:

Soziologische Aspekte zeigen zunehmend alternative Lebensformen auf:

Merkmale der Normalfamilie	Abweichungen von der Normalfamilie
legal verheiratet mit Kind(ern)	Alleinlebende; Nichteheliche Lebensgemeinschaften Kinderlose Ehen
gemeinsamer Haushalt	Getrenntes Zusammenleben (living-apart-together)
zwei leibliche Eltern	Ein-Eltern-Familien; Binukleare Familien; Stieffamilien; Adoptivfamilien; Heterologe Inseminationsfamilien
lebenslange Ehe	Fortsetzungsehen (sukzessive Ehen)
Mann als Ernährer und Autoritätsperson	Egalitäre Ehen; Zweikarrieren-Ehen; Commuter-Ehen; Hausmänner-Ehen
exklusive Monogamie	Nichtexklusive Beziehungsformen, z.B. sexuell offene Ehen
heterosexuell	Gleichgeschlechtliche Paargemeinschaften
Haushalt mit zwei Erwachsenen	Mehrgenerationen-Haushalte; Wohngemeinschaften

(Peukert, R., 1991, S.20)

Da heute kein Haushaltstyp und keine Familienform mehr so eindeutig dominiert wie noch vor 30 Jahren, können wir von einer Pluralisierung der Haushaltsstrukturen und Familienformen sprechen. „Die Individualisierung der Lebensformen ist aber nicht gleichbedeutend mit einer Entsolidarisierung der Gesellschaft und einer wachsenden sozialen Isolierung und Vereinzeln der Individuen“ (a.a.O. S. 30).

Es entstehen neue Formen der Gemeinschaftsbildung, die mehr Unabhängigkeit und Freiheit bei der Wahl des Lebensstils ermöglichen. Haushaltsübergreifende Beziehungen, besonders die gegenseitige Unterstützung bei persönlichen Problemen, vor allem zwischen Freunden, haben deutlich zugenommen.

Die traditionelle Familienform gerät immer mehr in die Situation eines befristeten Arrangements in einer zeitlich begrenzten Lebensphase. Dies fordert vor allem von den Frauen eine hohe Flexibilität im Arbeitseinsatz und ist von vielerlei Problemen begleitet. „Der Einsatz junger Väter im Arbeitsalltag mit Kindern bleibt, soweit sich dies bei der dürftigen Datenlage derzeit abschätzen lässt, weitgehend auf wenige, eher symbolische Handlungen beschränkt“ (Rerrich, M.S., 1990, S. 170). Deutlich wird, dass Partnerschaft zu ihrer Realisierung konkrete Umsetzungsmöglichkeiten im Alltag braucht. „Das Gerede von der Krise der Familie lenkt von den wirklichen

Problemen ab, die Frauen, Männer und Kinder im Familienalltag heute zu bewältigen haben und suggeriert die mögliche Rückkehr zu einer „Normalität“, die nur um den Preis der familiären wie gesellschaftlichen Unterordnung der Frauen aufrecht zu erhalten wäre“ (a.a.O., S. 176).

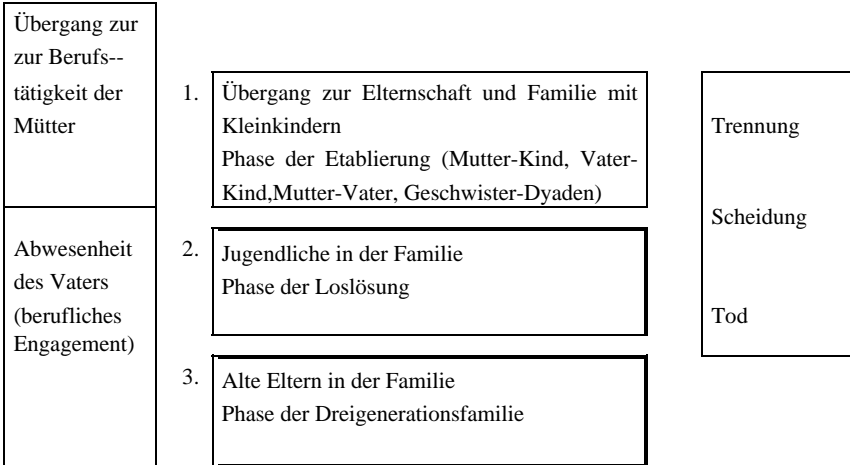
Nötig wird eine radikale Veränderung: Eine grundlegende Infragestellung herrschender Organisationsprinzipien heutiger Industriegesellschaften. Konkret bedeutet das u.a. die Neudefinition der alltäglichen Sorge füreinander, für Kinder, aber auch für Kranke, Behinderte, alte Menschen, als geteilte Verantwortung aller, der Frauen und Männer aller Schichten, der Menschen mit und ohne Familien.

Familiensozialisationsforschung hebt in den letzten Jahren drei Phasen aus der gesamten Lebensspanne der Familie hervor und beurteilt sie als kritisch für die Entwicklung einer Familie (vgl. Kreppner, K., in Hurrelmann, K./Ulich, D., 1991).

Ich ergänze diese drei Phasen mit kritischen Lebensereignissen wie Trennung, Scheidung, Tod, die eine neue Phase in der Familie einleiten und mit der Phase des Übergangs in die Berufstätigkeit der Mütter während der Familienphase, sowie mit einer Phase der Berufskarriere des Mannes mit einem Vierzehnstundentag außer Haus, in der er „mit dem Beruf

verheiratet“ ist (vgl. Jellouschek, 1996) und nicht mit seiner Frau. Beobachtungen im Rahmen meiner dreizehnjährigen

Arbeit in der Frauenbildung lassen mich diese „einschleichenden“ Lebensereignisse mit aufgreifen.



Forschungsergebnisse der Pädagogik von Schneewind und Ruppert, 1996, bringen interessante Beobachtungen zur Paarentwicklung innerhalb einer Familie und zeigen, dass

- die Beziehungen im Laufe der Zeit an Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit verlieren
- (vor allem bei Vätern)
- die Zärtlichkeit in der Partnerschaft in zunehmendem Maße abnimmt
- eine zunehmende Resignation und Unzufriedenheit damit einhergeht
- Frauen aufgrund ihrer erlebten Unterdrückung in der Partnerschaft in
- zunehmendem Maße unzufrieden werden.

Dies verweist auf die Notwendigkeit einer Partnerschaftsbildung hin, die die Beziehungsfähigkeit im Alltag bzw. trotz Alltag vertieft und die nach Wegen sucht, divergierende Ansprüche und Rollenzuweisungen auszubalancieren.

Beobachtungen, die darauf hinweisen, dass

- Mütter in der Familie kommunikativer erlebt werden als Väter,
- Söhne zu ihren Vätern ein distanzier-tes Verhältnis haben,
- Töchter die Beziehung zu den Eltern im Vergleich zu ihren männlichen Altersgenossen als kontrollierender erleben,

- Jungen sich am Vater orientieren, Mädchen an der Mutter,
 - Mütter einen intensiven Austausch mit ihren Töchtern pflegen,
- verweisen auf Geschlechtsunterschiede, die durch ihre Ausprägung ein patriarchal geprägtes Familiensystem stabilisieren: Väter bleiben auf Distanz im Familiengeschehen, Mütter gehen in ihrer Begeisterungsfähigkeit und Leidenschaftlichkeit darin auf. Beide transportieren ihre Haltung über die Mutter-Tochter-, Vater-Sohn-Beziehung in die nächste Generation.

Zielformulierungen als Dialoggrundlage für ReferentInnen in der Familienbildung - damit ein evolutionärer Wind weht -

Auf der Basis der oben in Kürze zusammengefassten wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, aber auch aufgrund von Befragungen von Eltern, ReferentInnen und Institutionen (Beratungsstellen, Schulsozialarbeit), entstanden die folgenden Zielformulierungen für die Eltern- und Familienbildung:

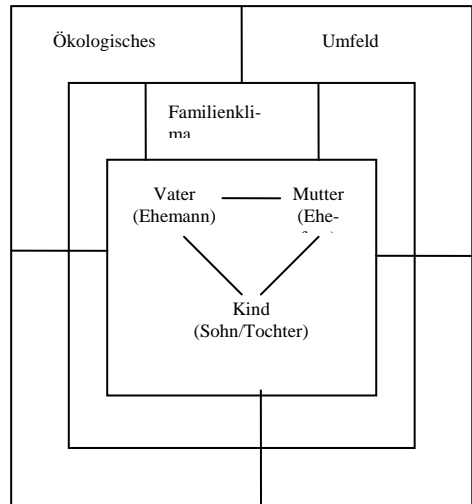
- Sie soll die Erziehungskompetenzen der Eltern verbessern und dadurch eine gesunde Entwicklung der Kinder fördern, das Auftreten von Störungen verhindern, oder bereits vorhandenen Störungen mildern oder gar aufheben.
- Sie soll Eltern befähigen, Bezugs- und Vertrauenspersonen zu sein. Die Untersuchungen von Schneewind und

Ulich zeigen, dass nicht die stabile Betreuungsperson, sondern die an der Erziehung des Kindes beteiligte(n) Person(en) mit einer guten Beziehung zum Kind der protektivste Faktor zum Schutz von seelischen Erkrankungen auch bei sonst ungünstigen Bedingungen beim Kind sind.

- Sie soll Verständnis wecken für ein verändertes Bild von der „guten Mutter“, dem „guten Vater“. Variablen sind hierfür vor allem eine nicht an Bedingungen gebundene Wertschätzung, Verständnis bzw. Feinfühligkeit dem Kind gegenüber.
- Sie soll geschlechtsspezifische Zuschreibungs- und Aneignungsprozesse in der Erziehung im Elternhaus, Kindergarten und in der Schule aufdecken helfen und Möglichkeiten schaffen, diese zu überwinden.
- Sie soll Elternbeziehung als Partnerschaft, als Frau-Sein und Mann-Sein thematisieren.
- Es sollen sich Freundschaften zwischen den TeilnehmerInnen entwickeln, die über die Bildungsmaßnahmen hinaus weiterbestehen können. Ein soziales Netzwerk der Familie gilt als positiver Beeinflussungsfaktor für die seelische Gesundheit der Familie. Sie soll Raum geben für emotionale Spontaneität und Lebendigkeit, vor allem für Väter, um so sozio-emotionale Erfahrungen möglich zu machen und zu stabilisieren.
- Sie soll den Blickwinkel für eine Erziehung der Gleichwertigkeit von Frau

- Sie soll das Kind im Mann, in der Frau wecken, das heißt unter anderem spielerische Zugänge zum Leben eröffnen, gleichzeitig den gesamten emotionalen Bereich in Partnerschaft und Erziehung als wichtige Energie sichtbar machen, damit ein freies Kind-Ich lebendig werden kann (im Sinne des Ich-Zustandsmodells der Transaktionsanalyse).
- Im Sinne ihres Auftrags als katholische Erwachsenenbildung soll sie Bevormundung, Vereinnahmung, Anpassungs- und Konditionierungsprozesse sichtbar machen und zu freien Entscheidungen befähigen (Moser, 1983).
- Sie soll Wegbegleitung sein für Menschen, die Suchende im Glauben sind, Austausch und Initiativen fördern, bei denen sie nach einer Glaubenserfahrung in der Erziehung suchen.
- Sie soll das Defizit an funktionalen Bewältigungsformen bei persönlichen Problemsituationen verdeutlichen und Beziehungsfertigkeiten zum Partner wie zum Kind als kostbares Gut einbinden und verstärken.
- Sie soll den Familienphasen und den Entwicklungsphasen der Kinder entsprechend Lebensbegleitung werden.
- Entsprechend der heutigen erweiterten Sichtweise von Familie in einer sich wandelnden Welt sollen in der Bildungsarbeit sowohl Themen der individuellen Persönlichkeit der Familienmitglieder und ihrer Beziehung unter-

einander, als auch das ökologische Umfeld der Familie berücksichtigt werden.



Modell für ineinandergreifende Bildungsinhalte, angelehnt an das Forschungsmodell EKB-Projekt, Schneewind/Ruppert, 1995, S. 19.

Das ökologische Umfeld meint die finanzielle Situation einer Familie, deren Wohnsituation und den beruflichen Status der Eltern, sowie den Status der Kinder in der schulischen Einrichtung. Das Familienklima meint das Klima, das entsteht durch die Beziehungsqualität der Eltern untereinander und die der Eltern-Kind-Beziehung. In enger Beziehung dazu ist das ökologische Umfeld als bestimmende Größe mitzubetrachten. Es beeinflusst das Familienklima jenseits aller Beziehungsbemühungen.

Ausgehend von diesen Grobzielen ist es Aufgabe der Bildungsarbeit, die TeilnehmerInnen in ihrem relativ eigenständigen, operational geschlossenen, selbstreferentiellen Prozess (vgl. Siegbert, 1994, Seite 33) zu begleiten, ohne die autonome autopoietische Eigendynamik der TeilnehmerInnen zu missachten.

Mit Blick auf die Beteiligung der Väter in der Bildungsarbeit empfehle ich, einen Mann und eine Frau ins Referententeam aufzunehmen. Dies ist für Eltern häufig Anreiz, gemeinsam an Angeboten teilzunehmen und verhindert Schwellenängste bei den Männern.

Zu berücksichtigende Zielebenen



4. Vorschläge für Bausteine und ihre Inhalte

Damit Eltern- und Familienbildung der Entwicklung des Kindes in einer Familie sowie den Lebensphasen einer Familie entsprechen kann, sollte sie primär Bildungsarbeit „von Anfang an“ werden und damit Impulsgeberin sein für eine bewusste und phasenorientierte Erziehung und Gestaltung von Familienleben. Ihre sekundäre Aufgabe kann es sein, auf aktuelle Probleme zu reagieren.

Geeignet scheint mir deshalb der Aufbau einzelner Bausteine, die lebensbegleitend angelegt werden können oder punktuell je nach Interesse und Bedürftigkeit.

Die folgenden Seiten vermitteln einen Überblick. Aus Platzgründen können die auf die vorhergehenden Zielformulierungen bezogenen Einzelthemen hier nicht aufgeführt werden. Im übrigen ist es erforderlich, dass die ReferentInnen sich (1.) mit den oben geschilderten soziologischen, sozialisationstheoretischen und pädagogischen Aspekten, (2.) mit den Zielformulierungen und (3.) mit der jeweiligen konkreten Situation der potenziellen Zielgruppe am Ort auseinandersetzen und aus diesen Faktoren ihre konkrete Mikrodidaktik entwickeln.

Dies gehört zum Grundverständnis von Erwachsenenpädagogik und ist gleichzeitig ein Element lernender Organisation.

Struktur der Eltern- und Familienbildung

I. Auftakt- und Impulseveranstaltung			
Vorträge mit BuchautorInnen 1 x im Jahr und Büchertisch			
Familie und christliche Ethik Hans Günther Gruber	Die Kunst der Erziehung in einer sich verändernden Welt Prof. Dr. Thiersch	Von der Liebe zur Beziehung Elisabeth Beck-Gernsheim	Kinder - ein Armutsrisiko

II. Basisbausteine		
A Partner und Eltern werden	B Erziehung der Kleinkinder und Kindergartenkinder	C Erziehung im Kindes- und Jugendalter

III. Weiterführende Bausteine für eine Elternbildung

A Kommunikationstraining

- nach Gordon
- Transaktionsanalyse

B Kurse mit weiteren spezifischen Schwerpunktthemen

- z.B. - Brüderchen und Schwesterchen
- geschlechtsspezifische Erziehung
- mit Kindern Glauben entdecken
- mit Kindern religiöse Feste feiern
- Kinder und Kirche...

C Zielgruppenkurse

- Pflegeeltern
- Elternbeiräte in Schule und KiGa
- Alleinerziehende
- Familien nach einer Trennung und Scheidung
- Patchworkfamilien

IV. Weiterführende Bausteine für eine Familienbildung

A Familienbildung

- Wochenende zum Thema: Spielend miteinander leben
- Wochenende zum Thema: Mit Kindern Advent, Weihnachten und Auferstehung feiern
- Familiensonntage/Sonntagnachmittage

B Partnerschaftsbildung

- Wenn Rollen ins Rollen kommen
- Konfliktmanagement
- Zeit für uns - Inseltage für Paare

C Väter - Söhne - Töchter

- Väter-Söhne-Wochenende
- Samstagclub für Väter mit ihren Kindern - „samstags gehört Vati mir“

D Mütter - Töchter - Söhne

- Mütter, Töchter, Initiation und ihre Grenzen
- Mutter-Sohn-Beziehung oder der Wunsch nach dem Traummann

Der erste Bausteinblock - als Auftaktveranstaltung gedacht, die in Eltern- und

Familienbildung einführt - kann ein bis zweimal im Jahr zum einen neue Themen

der Erziehung in die Öffentlichkeit bringen, zum anderen Eltern für die Auseinandersetzung mit Erziehungsthemen begeistern, Hemmschwellen abbauen, vor allem vor einem allzu großen Zeitaufwand.

Grundlage des Konzepts ist ein Basisblock mit drei Bausteinen, die sich an der Entwicklung des Kindes orientieren (II. Basisbaustein A,B,C). Jeder dieser drei Bausteine wird von einem Fachreferenten übernommen, der/die bei einzelnen Schwerpunktthemen weitere FachreferentInnen hinzuzieht.

Jeder Basisbaustein umfasst acht Abende. Aufgrund meiner Erhebungen (Gespräche mit ReferentInnen, ehemaligen TeilnehmerInnen) scheint mir dieser Zeitumfang überschaubar (2 Monate) und kann als Einstieg mit der Möglichkeit zur Teilnahme an weiteren Bausteinen zur intensiven Auseinandersetzung führen.

Baustein III B ist ein Kursangebot, das einzelne Schwerpunktthemen aufgreift und erst zum Laufen kommt, wenn KursteilnehmerInnen des Bausteins I und II an entsprechenden Themen Interesse geäußert haben. Dieser Baustein wird jedoch wie alle anderen Bausteine offen ausgeschrieben, um Neuzugänge zu ermöglichen und eine Wegbegleitung zu garantieren. Werden aus den Basiskursen keine weiterführenden Themen formuliert, kann der Veranstalter Themen auswählen, von denen er glaubt, dass sie sinnvoll wären (impulsgebend).

Baustein III C als Zielgruppenkurs wird in der Regel weitergeführt und gegebenenfalls in seinen Themen aktualisiert (Jugendhilfeplanung).

Bausteinblock IV ist ein Block mit Themen der Familienbildung (mit Kindern). Dort werden seitherige Angebote weitergeführt und z.B. durch einen „Samstags-Club“ für Väter mit ihren Kindern ergänzt. Vorbild könnte der „Samstags-Club der Evangelischen Familienbildungsstätte Elli-Heuss-Knapp in München“ sein (Kropp, 1995, in: Familienbildung, 1/95, S. 8/9).

Bei den Bausteinen II A, B, C und III A sollte ein verbindliches Konzept in Bezug auf die Themen vorgegeben werden, um einer Doppelung bei den Bausteinen mit Schwerpunktthemen entgegenzuwirken.

Das verbindliche Konzept sollte von interessierten FachreferentInnen in Zusammenarbeit mit dem Leiter des Kath. Bildungswerkes entwickelt werden. Aus dieser gemeinsamen Arbeit könnte sich ein Kreis bilden, der auch in Zukunft, nach der Durchführung einzelner Seminarblöcke, immer wieder zusammenkommt, sei es um Erfahrungen auszutauschen, sich kollegial zu beraten, aktuelle Themen der Erziehung zu besprechen oder sich gemeinsam zu einem selbstgewählten Thema fortzubilden.

Evolutionär sein

„... evolutionär sein heißt, sich in der Struktur der Gegenwart mit voller Ambition und ohne Reserven zu engagieren, und doch loszulassen und in eine neue Struktur zu fließen, wenn der Zeitpunkt dafür gekommen ist.“ Erich Jantsch

Diese vollen Ambitionen verbunden mit der Fähigkeit des Loslassens wünsche ich allen Menschen, die in der Partnerschafts- und Familienbildung engagiert sind.

Literatur:

Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V. (Hrsg.), Erwachsenenbildung als Lern- und Lebenshilfe. Geschichte - Strukturen - Ziele., 1983, S. 103 - 109.

Jellouschek, H.: Mit dem Beruf verheiratet. Stuttgart: Kreuzverlag, 1996.

Kreppner, K.; Sozialisation in der Familie. In: Hurrelmann, K. & Ulich, D.

(Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim und Basel: Beltz, 1991, S 321 - 334.

Kropp, P.: Samstags gehört Vati mir. In: Familienbildung. Fachzeitschrift für Familienbildung. Ausgabe 1/95, Bonn, S. 8 - 9.

Moser, G.: Fähig werden, das Leben zu meistern. In: Erwachsenenbildung als Lern- und Lebenshilfe. Stuttgart, 1983, S. 5 - 8.

Peukert, R.: Familienformen im sozialen Wandel. Opladen: Leske und Budrich, 1991.

Rerrich, M., S.: Balanceakt Familie: Zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen. Freiburg im Breisgau: Lambertus, 1990.

Schneewind, K. & Ruppert, S.: Familien gestern und heute: ein Generationsvergleich über 16 Jahre. München: Quintessenz, 1995.

Siebert, H.: Lernen als Konstruktion von Lebenswelten. Frankfurt: VAS, 1994.

Otto Baur

Arche - Adler - Netz

Biblische Bilder für die Berufung der Familie

Zu Anfang meines Dienstes als Diözesanfamilienseelsorger, vor mehr als 20 Jahren, wollte ich „Biblische Hoffnungsbilder“ für die Familie beschreiben. Ich sah sie dargestellt in der „Arche“ (Gen 6,14), im „Adler“ (Dtn 32,11) und im „Netz“ des reichen Fischfangs (Lk 5,4). Nun greife ich am Ende diese Bilder nochmals auf und vertiefe sie durch die inzwischen gereiften Erkenntnisse, um mit ihnen und im Anschluss an sie die Berufung der Familie darzustellen.

Familie im Bild der Arche

In die Arche war Noach mit seiner Großfamilie eingezogen; und sie hatte sich bewährt als Rettungsschiff nicht nur für die Menschen, sondern auch für die Tiere der Schöpfung. In unserer Zeit kann der Aufbau einer Familie wie der Bau einer Arche sein und zur Rettungsaktion der Schöpfung gehören: „Geh in die Arche, du, deine Söhne, deine Frau und die Frauen deiner Söhne. Von allem, was lebt, von allen Wesen aus Fleisch, führe je zwei in die Arche, damit sie mit dir am Leben bleiben“ (Ex 6,18f).

Familie und Schöpfung sind ineinander verflochten. Johannes Paul II. sagt programmatisch in seinem Apostolischen Schreiben „Familiaris Consortio“ (1981): „Von Gott mit der Schöpfung selbst gewollt (vgl. Gen 1-2), sind Ehe und Familie innerlich auf die Vollendung in Christus hingeordnet...“ (vgl. Eph 5).

In der Bibel finden wir keine Definition der Familie. Sie scheint ihren Verfassern so selbstverständlich und natürlich vor Augen zu stehen, dass ihnen die Grundaussage genügt, Mann und Frau zusammen seien Bild Gottes und hätten den göttlichen Auftrag, sich fortzupflanzen. In zahlreichen Erzählungen werden aber die konkreten Beziehungen von Mann und Frau zueinander beschrieben im Sinne der Ehe. Vom Segen und von der Not der Elternschaft, von Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit wird berichtet, von Erfahrungen mit guten Kindern und rebellischen Söhnen. Geschwistergeschichten und -dramen werden erzählt, insbesondere die Beziehungen zwischen Brüdern, mit Zwist und sogar mit Brudermord, aber auch mit Versöhnung: Da sind Is-

mael und Isaak, Esau und Jakob, Josef und seine Brüder.

Wie die Familie verfasst war, ist an diesen Erzählungen abzulesen. Sie ist meist gleichbedeutend mit dem „Haus“. „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen“, sagt Josua bei der Volksversammlung in Sichem (Jos 24, 15); und er meint damit sich und seine Frau, sowie die Kinder samt weiteren Anverwandten, die mit ihm sind, z.B. Knechte und Mägde. Eliezer, der Großknecht Abrahams, genießt z.B. eine Vertrauensstellung in dessen „Haus“ (s. Gen 24, 2 ff).

Als wesentlich für die Familie gelten durchgängig die Primärerfahrungen: Annahme und Liebe, Vergebung und Fürsorge, lobende und strafende Erziehung, Segen der Väter und Erbe an die Nachkommen. Auch heute sehen wir den Bestand der Familie gewährleistet in den Beziehungen, die sie pflegt und die halten, auch wenn die Kinder nicht mehr daheim sind; über ozeanische Entfernungen hinweg hält die Familie Austausch mit entfernt wohnenden und arbeitenden Familienmitgliedern, sei es mit dem Ehemann und Vater, der im Dienste seiner Firma weit entfernt ist, sei es mit Söhnen und Töchtern, die durch Ausbildung oder andere Gründe auswärts sind. Die modernen Kommunikationsmittel, Telefon, Telefax und Internet spielen dabei eine nützliche Rolle.

Das „Beziehungsnetz Familie“ erhält sich mit erstaunlicher Konstanz und Flexibili-

tät durch den Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse hindurch. Somit besteht zwischen dem, was von biblischen Familien berichtet wird, und unseren Familien eine Affinität. Was zwischen Josef und seinen Brüdern geschieht, erscheint uns nicht fremd; es offenbart, was in der Seele vorgeht, auch bei uns. Es macht sichtbar, wie Familie nach Gottes Schöpfungswillen für Menschen sein kann: rettende Arche. Wie die uns umgebende Natur, ist deshalb auch die Familie zu schützen und von Staat und Kirche zu fördern. Vor allem braucht es den Mut und die Entschiedenheit der Familien selbst, damit sie werden, wozu sie berufen sind. „Bau dir eine Arche“ heißt dann: Wage es, eine Familie zu bauen und sei dir bewusst, dass dieses Bauen ein Leben lang nicht aufhört; es ist ein fortwährendes Renovieren, nicht nur der äußeren Bedingungen und materiellen Grundlagen, sondern vor allem des inneren Lebens, der persönlichen Beziehungen zueinander und untereinander.

Familie im Bild des Adlers

„Gott nahm sich sein Volk als Anteil, Jakob wurde sein Erbland. Er fand ihn in der Steppe, in der Wüste. Er hüllte ihn ein, gab auf ihn acht und hütete ihn wie sein Augensterne, wie ein Adler, der sein Nest beschützt und über seinen Jungen schwebt, der seine Schwingen ausbreitet, ein Junges ergreift und es flügel-schlappend davonträgt.“ (Dtn 32, 9-11). Gott

wird in diesem Lied des Mose, das die Geschichte Gottes mit seinem erwählten Volk erzählt und sie ihm wie ein Testament ins Gedächtnis ruft, mit einem Adler verglichen, mit einer Adlermutter im Verhältnis zu ihren Jungen. Die Adlermutter nimmt ihre Jungen unter ihre Flügel und schützt sie; sie trägt sie, solange sie noch nicht fliegen können. Sie stößt sie aber auch, wenn es Zeit ist, aus dem Nest, damit sie den eigenen Flug wagen. So stürzen die Jungen in die Tiefe; doch bevor sie sich verletzen, schwebt die Adlermutter unter ihnen her, um sie mit ihren Flügeln wieder aufzufangen und aufs neue zu tragen.

In diesem „Adlerspruch“ sehe ich ein Vorbild für die Erziehungsaufgabe der Eltern. Ziel ist es, die Kinder so zu erziehen, dass sie ihren eigenen Flug wagen, selbstständig und lebensfähig werden und selbst liebesfähig. Und dazu müssen Eltern sie sowohl fürsorglich behandeln als auch zur Selbstständigkeit herausfordern und ihnen dabei wieder Unterstützung geben. Wie das im konkreten Fall bei einer Familie aussieht, das haben die Eltern im Nachdenken und im Gespräch miteinander herauszufinden.

Man findet in der Bibel zahlreiche Stellen über die Aufgabe der Erziehung. Aber sie sind nicht alle direkt auf unsere Verhältnisse übertragbar. Die Heilige Schrift bedarf des sorgfältigen Studiums und der Orientierung an der lebendigen Tradition der Kirche; ihre zeitbedingten Vorstellungen sind so von den Worten zu

unterscheiden, die uns auch heute ansprechen sollen. Entschieden zu kritisieren ist deshalb eine wortwörtliche, ungeschichtliche Schriftauslegung, die ohne Berücksichtigung des Wandels der Familiengestalt im Laufe der Geschichte die patriarchalische Familienstruktur der biblischen Zeit als maßgeblich und vorbildhaft für heute darstellt, mit ihr verbunden die Unterordnung der Frau und die Rechtfertigung der körperlichen Züchtigung der Kinder.

Die eindringliche Verpflichtung der Eltern in Israel, ihren Kindern das Hauptgebot zu vermitteln, hat aber auch heute noch seine Gültigkeit:

„Höre Israel! Jahwe, unser Gott, Jahwe ist einzig. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft. Diese Worte, auf die ich dich heute verpflichte, sollen auf deinem Herz geschrieben stehen. Du sollst sie deinen Söhnen wiederholen. Du sollst von ihnen reden, wenn du zu Hause sitzt und wenn du auf der Straße gehst, wenn du dich schlafen legst und wenn du aufstehst. Du sollst sie als Zeichen um das Handgelenk binden. Sie sollen zum Schmuck auf deiner Stirn werden. Du sollst sie auf die Türpfosten deines Hauses und in deine Stadttore schreiben.“ (Dt 6, 4-9)

Auch was Tobit seinem Sohn Tobias wie ein väterliches Testament ans Herz legt (Tob 4,3-9) enthält Werte, die bis in die heutige Zeit zu beherzigen sind:

„Mein Sohn, wenn ich gestorben bin, begrab mich! Lass deine Mutter nicht im Stich, sondern halte sie in Ehren, solange sie lebt. Tu, was sie erfreut und mach ihr keinen Kummer! Denk daran, dass sie deinetwegen viel Beschwerden hatte, als sie dich in ihrem Schoß trug. Wenn sie gestorben ist, begrab sie an meiner Seite im selben Grab! Denk alle Tage an den Herrn unseren Gott, mein Sohn... Handle gerecht, solange du lebst, geh nicht auf den Wegen des Unrechts. Denn wenn du dich an die Wahrheit hältst, wirst du bei allem, was du tust, erfolgreich sein... Sei nicht kleinlich, wenn du Gutes tust. Wende deinen Blick niemals ab, wenn du einen Armen siehst, dann wird auch Gott seinen Blick nicht von dir wenden...“

Mit Ergriffenheit lese ich, was dazu der im Widerstand gegen Hitlers Regime hingerichtete Klaus Bonhoeffer an Ostern 1945 seinen Kindern schrieb (s. Dietrich und Klaus Bonhoeffer, *Auf dem Weg zur Freiheit*, Lettner-Verlag, Berlin 1947).

Gott wird im „Adlerspruch“ mit einem Adler verglichen, einer Adlermutter -und dieses Bild trägt deutlich familiäre Züge. So wird Gott in der Heiligen Schrift insgesamt vor allem mit Namen und Eigenschaften aus dem familiären Erfahrungsbereich benannt. Beim neuerlichen Lesen der Bibel ist mir dieses sich gegenseitige Erkennen und Benennen Gottes und der Familie besonders aufgefallen. Es sind die Erfahrungen von Väterlichkeit und Mütterlichkeit, von Kindschaft und insbesondere Sohnschaft, die uns Gottes

Nähe, seine Geschichte mit Israel und mit der Menschheit kenntlich und verständlich machen. Unmittelbar vor dem „Adlerspruch“ wird Gottes Tun an seinem Volk mit dem einer Mutter verglichen: *„Er fand ihn in der Steppe, ...hüllte ihn ein, gab auf ihn acht und hütete ihn wie seinen Augensterne“* (Dt 32,10). Noch ausführlicher beschreibt der Prophet Hosea dieses mütterliche Verhalten Gottes (Hos 11,1-9): *„...mit menschlichen Fesseln zog ich sie an mich, mit den Ketten der Liebe. Ich war für sie wie die, die den Säugling an die Wange heben. Ich neigte mich ihm zu und gab ihm zu essen... Wie könnte ich dich preisgeben, Efraim, wie dich aufgeben, Israel?... Mein Herz wendet sich gegen mich, mein Mitleid lodert auf...“* (Hos 11,4-8).

Mütterliche und väterliche Verhaltensweisen werden von der Bibel Gott zugeeignet, um ihn in seiner Göttlichkeit zu verdeutlichen, dies aber in einem gesteigerten Vergleich: *„Denn ich bin Gott, nicht ein Mensch“* (Hos 11,9); *„Kann denn eine Frau ihr Kindlein vergessen, eine Mutter ihren leiblichen Sohn? Und selbst wenn sie ihn vergessen würde; ich vergesse dich nicht“* (Jes 49,15). Gott ist uns Vater und Mutter, zugleich aber mehr, sehr viel mehr. Aber wie könnten wir mit Gott sprechen, wenn er sich nicht offenbarte „wie ein Vater, der sich seiner Kinder erbarmt“ (Ps 103,13) oder wie eine Mutter, die ihr Kind nicht vergessen kann (Jes 49,15)? Und umgekehrt: Wie hätte die Bibel Gott Vater nennen können, wenn es in Israel nicht Erfahrungen

guten, starken Vaterverhaltens gegeben hätte?

Eine einzigartige Vatererfahrung finden wir in der Beziehung Jesu von Nazaret zu Gott ausgedrückt. Jesus spricht gar zu ihm wie ein Kind zu seinem vertrauten Vater: „Abba“ (Mk 14,36). Paulus überliefert dieses Urwort Jesu in den Briefen an die Römer (8,15) und an die Galater (4,6). Er sagt dort, dass Gott uns den Geist seines Sohnes ins Herz gesandt hat, durch den auch wir „Abba, lieber Vater“ zu Gott rufen können. Jesus selbst bezeichnet sich in seinem Verhältnis zu Gott einfach als den „Sohn“. So vor allem im Johannes-Evangelium, wo seine Sohnschaft am Schluss des Prologs in einer intimen Weise beschrieben wird: *„Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht“* (Joh 1, 18). Aber auch im Markus-Evangelium heißt es lapidar: *„Von dem Tag weiß niemand, nur der Sohn“* (Mk 13,32).

Gute Familienerfahrungen werden also gewissermaßen zu einem Erkenntnisprinzip Gottes. Umgekehrt nimmt die Liebe, die Mann und Frau miteinander verbindet und die Kennzeichen ihrer Gottebenbildlichkeit ist, Maß an der Liebe Gottes, ebenso die Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Nicht nur an Liebe in romantischer Hochstimmung wird dies deutlich, sondern noch mehr an solcher Liebe, die fähig ist, Belastungen zu ertragen, Leid zu erdulden und trotz Enttäuschungen offen, hoffend und barmherzig zu bleiben. War

nicht David, der König, auch darin Hinweis auf Christus, dass er wegen der Verschwörung seines Sohnes Abschalom weinend und mit verhülltem Haupt den Ölberg hinaufging (2 Sam 15,30) und trotzdem, als es zur kriegerischen Auseinandersetzung kam, seinen Kriegsleuten den Befehl gab: *„Geht mir mit dem Jungen, mit Abschalom, schonend um“* (2 Sam 18,5). Ähnlich wiederum die Gottesrede bei Hosea: *„...wie könnte ich dich aufgeben, Israel? ...Mein Herz wendet sich gegen mich selbst, mein Mitleid lodert auf. Ich will meinen glühenden Zorn nicht vollstrecken und Efraim nicht noch einmal vernichten. Denn ich bin Gott, nicht ein Mensch, der Heilige in eurer Mitte“* (Hos 11,7-9). Auch wenn der 1. Johannesbrief sagt *„Gott ist die Liebe“* (4, 16), hängt dies zusammen mit Erfahrungen der Familiarität: *„Seht, wie groß die Liebe ist, die der Vater geschenkt hat. Wir heißen Kinder Gottes und wir sind es“* (1 Joh 3,1).

Und von den drei Gleichnissen vom Verlorenen im 15. Kapitel des Lukas-Evangeliums ist doch jenes, das uns am meisten hoffen lässt, das Gleichnis vom Vater und seinen beiden Söhnen (Lk 15,11-32). Es ist unübersehbar, dass Jesus im Bild dieses Vaters von dem Gott spricht, dessen Herrschaft er ankündigt. Diese Väterlichkeit und Mütterlichkeit, die die Bibel Gott zuspricht, soll aber nicht nur wie ein fern leuchtender Stern über uns leuchten, sondern sich im Leben derer abbilden, die im Geist und in der

Kraft Jesu Söhne und Töchter Gottes sind. Darum sagt Jesus in der Bergpredigt: „*Seid vollkommen, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist*“ (Mt 5,48). Diese seine Zumutung kann nicht im Sinne einer perfekten Nachahmung gemeint sein. Vielmehr geht es darum, in eine Liebe hineinzuwachsen, die von ihm stammt und sich von dieser Liebe allmählich verwandeln zu lassen.

So gründet die Familie in Gott, ist seine Schöpfung und ihm in abbildhafter Weise angemessen. Die Familie ist das Ebenbild Gottes, der „in seinem tiefsten Geheimnis nicht einzelner, sondern Familie ist.“ (Papst Johannes Paul II., „Homilie Puebla, 2. AAS LXXI, 184). Deswegen kann sich die Familie auch immer wieder erneuern im glaubenden Aufschauen zu Gott, dem Vater, Sohn und Heiligen Geist.

Familie - das Netz

In einem dritten Bild, dem vom Netz des Simon Petrus (Lk 5,2 ff), möchte ich die Berufung der Familie veranschaulichen, am Auftrag der Kirche teilzunehmen und Menschen in das Reich Gottes hinein zu retten, zu sammeln. Nicht nur die Apostel sind Menschenfischer, sondern auch die Familien. Es geht jetzt im Besonderen um die zur Kirche gehörigen Familien. Manchmal schon wurde mir in Bibelgesprächen entgegengehalten, Jesus habe die Bedeutung der Familie erheblich relativiert. Ich wurde dann besonders hinge-

wiesen auf die Erzählung des Markusevangeliums, wonach Jesus inmitten der Menschen, die ihm zuhörten, sagte: „*Das hier ist meine Mutter und das hier sind meine Brüder! Wer den Willen Gottes erfüllt, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter*“ (Mk 3,34 f). Und Jesus sagt das, als man ihn davon benachrichtigt, dass seine Mutter und seine Brüder draußen stehen und nach ihm verlangen. In der Tat bedeutet das in diesem Moment eine Distanzierung Jesu von seinen Familienangehörigen. Jesu Wort erschließt die Möglichkeit einer Jünger-Gemeinschaft, die über die Bindungskräfte der Familie hinausgeht. Etwas Ähnliches geschieht aber auch schon dann, wenn „der Mann Vater und Mutter verlässt, um sich an seine Frau zu binden.“ (Mt 19,5), um also eine neue Familie zu gründen. So sind dem Wort Jesu entsprechend in der Kirchengeschichte „neue Familien“ entstanden, Bruderschaften, Schwesterngemeinschaften, Ordens- und Mönchsfamilien, die in einer verbindlichen Weise miteinander leben und so vom Reich Gottes Zeugnis geben. Diese Gemeinschaften haben aber die Familie, in der sich Mann und Frau zur Ehe verbunden haben und Kindern das Leben schenken und sie erziehen, nicht abgelöst.

Jesus selbst ist aus der Familie von Nazaret herausgewachsen. Aber das Beispiel seines verborgenen Lebens mit der Familie von Nazareth war nicht nur den bürgerlichen Familien des Mittelalters bis in dieses Jahrhundert hinein Motiv für christliches Leben, sondern hat auch den

Weg Charles de Foucaulds und der „Kleinen Brüder und kleinen Schwestern Jesu“ in ihrer modernen Auffassung kirchlicher Mission inspiriert. Gerhard Lohfink, der in seinen Büchern gern von der „neuen Familie“ der Jünger und Jüngerinnen Jesu schreibt, gesteht zu, dass auch die traditionelle Familie ihren Platz und ihre Aufgabe in der Kirche hat. Er weist darauf hin, dass Jesus nicht nur Menschen aus ihrer Familie herausgerufen, sondern auch welche in ihre Familie zurückgeschickt hat, damit sie dort Zeugnis von den Großtaten Gottes, die durch ihn geschehen sind, geben.⁴³

Schon während der Wanderschaft Jesu und seiner Apostel gab es neben mitziehenden Jüngern „ortsfeste“ Anhänger, die ihn am Abend in ihre Häuser aufnahmen. Familien sind es, die auch später bei der Ausbreitung der christlichen Mission mit ihren Häusern zu Stützpunkten und Mittelpunkten der entstehenden Christengemeinden wurden. Hervorzuheben unter ihnen ist das Ehepaar Aquila und Priska, die der Kirche nicht nur in Korinth Halt geben (Apg 18,1-3), sondern auch in Ephesus (1 Kor 16,19) und Rom (Röm 16,3). Sie waren es, die Paulus Wohnung und Arbeitsmöglichkeit boten, damit er in Korinth wirken konnte (Apg 18,1-3); sie haben den hochgebildeten Apollos, der noch nicht ganz in das Geheimnis Jesu Christi eingeführt war, zu sich genommen, um ihm den „Weg

des Herrn“ genauer darzulegen (Apg 18,24-26). Das II. Vatikanische Konzil hat im Dekret über das Laienapostolat die Bedeutung der Familien in der Mission der Kirche gewürdigt (s. Nr.11).

Heute werden Familien in der Pastoral oft zu einseitig als Objekte der Fürsorge gesehen und behandelt. Ihre charismatische Potenz für die Kirche und für die Verkündigung des Reiches Gottes wird in der Praxis unterschätzt, wiewohl sie wiederum durch das II. Vatikanische Konzil in der Konstitution über die Kirche hervorgehoben wird (s. De eccl. Nr. 11). Dabei sind es die Familien, insgesamt oder nur in einzelnen christlich überzeugenden Mitgliedern, die durch ihr alltägliches Leben in der „Welt“ die meisten Möglichkeiten haben, im Geist und in der Liebe Jesu Christi als Sauerzeug zu wirken.

Mag auch jede Familie mit Fehlern und Mängeln behaftet sein (die Psychoanalyse listet deren viele auf), in ihr liegen dennoch reiche Ressourcen an Liebeskräften. Und wo sie aus Gott heraus lebt und handelt, von dem jede Vaterschaft ihren Namen hat (Eph 3,15), hat sie Anschluss an die unversiegbare Quelle des Lebens. Schon heute sind die Glaubenden „Hausgenossen Gottes“ (Eph 2,19).

⁴³ siehe: Gerhard Lohfink, Braucht Gott die Kirche? Freiburg 1998, S. 211 mit Verweis auf Mk 5, 19f.

Familie = Vater, Mutter, Kind - oder?

Einelternfamilien als Adressaten in der Familienbildung

Zur Situation:

Sabine, 32 Jahre, ist Lehrerin und lebt mit ihren Kindern Matthias (6 J.) und Anna (4 J.) allein. Sie ist geschieden.

Gaby ist 34 Jahre alt. Sie und der 8jährige Markus wohnen erst seit kurzem in ihrem jetzigen Wohnort. Als ihr Mann gewalttätig wurde, wollte sie ganz schnell aus ihrer alten Umgebung weg. Sie hat noch keine neue Arbeitsstelle als Bürokauffrau gefunden.

Petra ist 26 Jahre alt und steckt mitten in den Abschlussprüfungen ihres Studiums, als ihr Mann einen Unfall hat und stirbt. Sie hat eine 2jährige Tochter Lisa.

Drei ganz individuelle Schicksale (die Namen sind frei erfunden, die Lebensschicksale nicht), aber mit einigen Gemeinsamkeiten. Alle Frauen sind jetzt alleinerziehend. Sie und ihre Kinder haben ein emotional belastendes bis traumatisches Ereignis zu verarbeiten. Ihre ökonomischen Grundlagen sind verschieden, aber alles andere als gesichert. Die Vereinbarkeit oder besser gesagt die Nichtvereinbarkeit von Kindern und Beruf ist zwar nicht allein ein Problem Alleiner-

ziehender, sondern betrifft alle Familien; aber Einelternfamilien trifft es ungleich härter, weil sich in ihnen Kinderbetreuung, Haushaltsführung und meist Erwerbstätigkeit auf nur eine Person konzentrieren.

Eine Ausnahme in unserer Gesellschaft? „Wenn inzwischen rund 17% aller Familien mit Kindern Einelternfamilien sind, wenn ein Drittel aller Ehen geschieden werden, davon mehr als die Hälfte Ehen mit minderjährigen Kindern - und gleichzeitig die Wiederverheiratung Geschiedener sinkt - , wenn mehr als 12%, in vielen Großstädten mehr als 20%, in den neuen Ländern sogar mehr als 40% aller Kinder nichtehelich geboren werden, und dies alles mit steigender Tendenz, so kann man kaum noch von einer Ausnahmeerscheinung sprechen, und erst recht nicht von den Alleinerziehenden als einer gesellschaftlichen „Randgruppe“, bei der von vornherein Sozialisationsdefizite oder -mängel zu vermuten, abweichendes Verhalten vorauszusetzen wäre. Auch die Alleinerziehenden selbst fordern für sich und ihre Kinder in diesem Sinne Normalität und weisen - zu Recht - immer wie-

der darauf hin, dass die Lösung ihrer Probleme auch allen anderen Familien mit Kindern zugute käme. Vor allem aber betonen sie, dass sie zwar vielleicht mehr als diese der Beratung und Hilfe in Notsituationen bedürften, aber deswegen noch lange keiner dauerhaften Bevormundung, geschweige denn irgendeiner Art von Gängelei.“⁴⁴

Leben Einelternfamilien in der Normalität, wenn 1995 42% unter der Armutsschwelle leben (1992 waren es „erst“ 33%)?⁴⁵ Kann man bei diesen Zahlen von unglücklichen Umständen oder gar persönlichem Versagen sprechen, oder muss diese Tatsache nicht als strukturelle Benachteiligung verstanden werden, die der Mehrzahl der Alleinerziehenden die gesellschaftliche Normalität verweigert?

Was wäre also zu tun?

Maßnahmen der Familienpolitik sind nach wie vor vor allem an der Ehe orientiert. Vom Ehegattensplitting z.B. profitiert ein Paar unabhängig davon, ob Kinder da sind oder nicht. Eine familiengerechte Gestaltung des Steuersystems käme Familien mit Kindern zugute. Das jetzige System trifft Alleinerziehende ungleich härter; Kinder als Armutsrisiko - das gilt für sie in besonderer Weise.

⁴⁴ Spiegel, Erika: Lebenssituation und Lebensplanung alleinerziehender Mütter und Väter, in: Zeitschrift für Frauenforschung (Institut Frau und Gesellschaft) Heft 1+2. Bielefeld 1997, S. 79.

⁴⁵ ebd. S. 79

Eine bessere Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit ist für Einelternfamilien besonders wichtig. In der Bundesrepublik sind wir nach wie vor an einem „Drei-Phasen-Modell“ orientiert mit einer längeren Familienphase; eine öffentliche Verantwortung für die Betreuung der Kinder vor und nach dem Kindergartenalter wird daher verneint. Bestenfalls werden Frauen auf Teilzeitarbeit verwiesen, die aber kein ausreichendes Einkommen verschafft, von den Rentenansprüchen ganz zu schweigen. Damit Frauen mit Kindern ihre beruflichen Chancen wahrnehmen können und so in geringerem Maße von Sozialhilfe abhängig sind, muss also vorrangig ein verbessertes System der Kinderbetreuung geschaffen werden.

„Solange mit der Gleichstellung von Frauen und Männern nicht auch eine Gleichstellung von Frauen mit Kindern und Frauen ohne Kinder verfolgt wird, werden die Frauen mit Kindern die eigentlichen Verlierer der Gleichstellung sein“⁴⁶, und das gilt auch für Frauen, die in einer Ehe leben.

Wie kann eine Familienbildung für Einelternfamilien aussehen?

Seit nunmehr 25 Jahren gibt es die sogenannte „Treffpunktarbeit“ in der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Die Treffpunkte sind Orte der Begegnung und des Kon-

⁴⁶ ebd. S. 85

takts, eine Art Selbsthilfegruppe für alleinerziehende Mütter und ein paar wenige Väter, angesiedelt und beheimatet bei den Kreisbildungswerken der Diözese. Ausdrücklich wurden in der Rottenburger Diözesansynode 1985/86 im Teil V über Ehe und Familie verschiedene Empfehlungen für die Arbeit mit Alleinerziehenden formuliert: „Die von einigen Bildungswerken in Zusammenarbeit mit der Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung (jetzt Diözesanbildungswerk. Anm. R.M) begonnenen Treffpunkte für alleinerziehende Mütter/Väter sind auf die ganze Diözese auszudehnen. Die Seelsorger und Gemeinden sollen diese Arbeit der Bildungswerke bzw. Dekanatsverbände durch Bereitstellung der nötigen Mittel, der Gemeindezentren und durch eine entsprechende Öffentlichkeitsarbeit unterstützen.“⁴⁷

Treffpunkte als feste Gruppen, in denen sich die einzelnen Mitglieder kennen und wohlfühlen, die zwar offen sind für neue Mitglieder, aber auch eine Art Schonraum darstellen, sind ein Schutz vor dem Schmerz, in der Gesellschaft immer noch als anders und unvollständig, als defizitär betrachtet zu werden, ein Schutz davor, immer neu an einen Verlust erinnert zu werden. Die Treffpunkte bieten für Alleinerziehende und ihre Kinder einen Raum, in dem sie Gemeinsamkeit erfahren; und das ist besonders in der ersten Phase des Einelternfamilien-Daseins sehr

wohltuend, in der der Verlust von Beheimatung und Zugehörigkeit intensiv erlebt wird. Gleichzeitig ist hier die Gelegenheit für gegenseitige Unterstützung, z.B. bei der Kinderbetreuung, für einen Erfahrungs- und Informationsaustausch, sei es über den ‚Behördenschwungel‘ oder die Kindererziehung. Emotionale Beziehungen können aufgebaut werden. Alleinerziehende können einander Partner sein. Und dabei wird Kompetenz sichtbar und spürbar. Die Weitergabe von Informationen und Erfahrungen an andere, erst recht die Mitarbeit im Leitungsteam eines Treffpunkts, macht deutlich, wie die Schritte durch die Krise und aus der Krise einen Zuwachs an Erfahrung und Wissen gebracht haben. Das macht zurecht stolz, mutig und sicher, gewappnet für die Krisen des Alltags - eine gute Basis für ein Leben mit Kindern.

Neben der Gruppenarbeit haben sich auch offene Formen der Arbeit entwickelt. Es gibt Angebote für eine breitere Öffentlichkeit, sei es über bestimmte Themen z.B. aus dem pädagogischen oder juristischen Bereich, seien es gemeinsame Unternehmungen bis hin zu Freizeiten. Für viele ist die Alleinerziehendenfreizeit der Jahresurlaub, der gerade noch erschwinglich ist und der Eltern und Kinder erfahren lässt, dass sie nicht allein mit ihren Erfahrungen sind. In diesen Freizeiten wächst bei vielen der Wunsch, sich weiter zu engagieren, für sich selbst und für Alleinerziehende überhaupt. In den letzten Jahren hat sich

⁴⁷ Bischöfl. Ordinariat (Hrsg.): Beschlüsse der Diözesansynode. Rottenburg 1985/86, S. 146.

außerdem eine „religiöse Freizeit“ etabliert: ein gemeinsames Feiern und Erleben der Kar- und Ostertage. Träger war bisher das Katholische Bildungswerk Landkreis Tübingen, jetzt ist es das Katholische Bildungswerk Hohenlohekreis.

In Zeiten des knappen Geldes entsteht die Notwendigkeit, vorhandene Ressourcen zu bündeln. Das Katholische Bildungswerk im Kreis Ludwigsburg z.B. hat einen ‚runden Tisch‘ organisiert, um das Engagement unterschiedlicher Träger der Alleinerziehendenarbeit zu vernetzen. Die Alleinerziehendenarbeit in den Dekanaten und Kreisbildungswerken wiederum wird koordiniert von einer diözesanen Fachstelle. Für den Erfahrungsaustausch unter den verschiedenen Leitungsteams gibt es Regionalkonferenzen im Norden und Süden der Diözese; und einmal im Jahr werden für sie zwei regionalisierte Fortbildungen angeboten. Eine Aus- und Weiterbildung für die Leiterinnen der Treffpunkte erfolgt in der dreiteiligen Kursreihe „Frauen für Frauen“ des Diözesanbildungswerkes.

Aufgabe der diözesanen Fachstelle ist nicht zuletzt, für Alleinerziehende relevante politische Themen für die Treffpunktleiterinnen aufzubereiten (in letzter Zeit v.a. Fragen zum neuen Kindschaftsrecht), im Gegenzug Informationen von Seiten der Treffpunktleiterinnen zu bündeln und zu veröffentlichen und so „Alleinerziehenden eine Stimme zu geben“ in den gesellschaftspolitischen und kirchlichen Raum hinein.

Familienbildung für Einelternfamilien ist teuer. Die Treffpunktgruppen sind klein, die Richtlinien für die Bezuschussung in der Erwachsenenbildung dagegen verlangen große Gruppen mit mindestens 10 TeilnehmerInnen. Zusätzlich ist Kinderbetreuung notwendig, die ebenfalls Kosten verursacht: Im Zusammenleben mit Kindern sind Terminabsprachen schwierig, vor allem wenn die Kinder klein sind; es gibt ständig Unvorhergesehenes, und das macht eine kontinuierliche Teilnahme an Veranstaltungen mit den Kindern zusammen unmöglich. Freizeiten müssen hoch bezuschusst werden, damit sie für Alleinerziehende überhaupt erschwinglich sind.

In Zeiten der knappen Finanzen werden diese hohen Kosten immer wieder kritisch angefragt. Aber ich denke, dass die Gelder gut investiert sind, denn eine Investition für Eltern und Kinder ist eine Investition in die Zukunft.

Dort, wo die Erziehung von Kindern geschieht, ist Familie!

Die Alleinerziehendenarbeit wurde in unserer Diözese im Fachbereich „Ehe und Familie“ angesiedelt. Darin sehe ich ein Zeichen der Integration. Alleinerziehende sollen nicht länger irgendwo am Rand stehen; sie sind Familie! Alleinerziehendenarbeit kann sogar Motor in der Familienpolitik sein, da die Probleme von Familien in Einelternfamilien fokussiert werden, in denen die ganze Verantwort-

tung für die Kinder, die Erwerbstätigkeit und die Haushaltsführung in ei-ner Hand liegt. So sind die Probleme von Alleinerziehenden in zugespitzter Form die Probleme aller Familien; Eineltern-

familien geben ähnlich wie ein Seismograph Aufschluss über den Grad der Familienfreundlichkeit bzw. -unfreundlichkeit unserer Gesellschaft.

Rollenwandel in Partnerschaft und Familie: Wo bleiben die Männer?

Seit etwa dreißig Jahren befinden sich die Frauen auf einem Entwicklungsweg, der nicht nur für sie selbst, sondern auch für das Rollenarrangement und die Aufgabenverteilung in Partnerschaft, Familie und Gesellschaft große Veränderungen mit sich bringt. Frauen erwerben heute ebenso hohe berufliche Qualifikationen wie Männer und suchen entsprechend nach Möglichkeiten, ihr Wissen und ihre Kompetenz im Erwerbsleben einzubringen und weiterzuentwickeln. Lange lediglich als Spezialistinnen für „Kinder Küche und Kirche“ gehandelt, erobern sie sich bewundernswert beharrlich und konsequent das zentrale „K“ der Männer, die Karriere.

Noch ist nicht sicher, ob sie damit auch immer stärker mit den ebenfalls klassischen Männerdomänen Konkurrenz und Kollaps konfrontiert werden. Klar ist aber, dass das System Partnerschaft und Familie nur dann eine neue Balance und Stabilität finden wird, wenn alle beteiligten Personen sich gleichzeitig mitentwickeln. Die Doppel- und Dreifachbelastung der Frau als Erwerbstätige, Haushaltsverantwortliche und Familienfrau zeigt, dass dies bislang nicht der Fall ist.

Die Veränderungsstarre der Männer sorgt für Überlastung, Unzufriedenheit und Spannungen im Beziehungssystem. Allzu häufig kommt es zum Kollaps, zum Zusammenbruch der Liebe, zur Trennung der Partner. 60% der 21 833 Scheidungen 1998 in Baden –Württemberg wurden von Frauen eingereicht. Diese Zahlen sprechen eine erschreckend eindeutige Sprache.

Die gefährlichen „K“ Konkurrenz und Kollaps lassen sich für Männer wie Frauen persönlich und in der Partnerschaft aber erheblich reduzieren, wenn alle Aufgabenfelder partnerschaftlich und gerecht ausgehandelt und aufgeteilt werden. Die Männer könnten sich eine eigene Kompetenz in den bisherigen matriarchalen Oasen erwerben. Männer könnten mit Freude und Gewinn entdecken: Kinder brauchen erlebbare Väter, und Küchen sind beileibe keine Frauengemäcker. Und sie könnten entlastend spüren: der Beruf ist doch weiß Gott nicht alles! Dieser persönlich wie gesellschaftlich drängenden Thematik der „Selbsterwicklung der Männer“ wird deshalb eine eigene, nämlich die nächste Ausgabe der „Stuttgarter Hefte“ gewidmet.

Hubert Pfeil

Miterzieher

Eine Karikatur mit Worten

Die lieben Kinder großzuziehen
bereitet Eltern meist viel Mühen.
Doch keine Plage bleibt allein;
bald stellen sich Berater ein.

Die Oma kümmert sich um`s Essen:
*„Du darfst auf keinen Fall vergessen,
das Fläschchen pünktlich ja zu reichen,
sonst kriegt es Bauchweh ohnegleichen.“*

Das Kind kommt in den Kindergarten.
*„Jetzt woll`n wir aber nicht mehr warten:
Erst wird getestet, was es kann,
und dann, juchhe, ins Lernprogramm!“*

So manche Mutter ängstlich misst
der ander`n Blick. Ob richtig ist
das Outfit, das mein Sprössling trägt?
Auf s Mega-In wird Wert gelegt.

Doch geht der Stress erst richtig los,
wie schaffen wir die Schule bloß?
Schon droht der Arbeitsmarkt: *Hau rein,
ich stelle nur die Einser ein.*

Drauf kündigt Doktor Seelenheil,
*„dass Leistungsdruck sehr schädlich, weil
ein Kind doch Freiraum nötig hat
und Zeit und Lieb“* im Sonntagsblatt.

Kurzum, hast du erstmal ein Kind,
die Mit-Erzieher zahlreich sind.
Sie meinen`s alle herzlich gut
und wünschen dir im Weggehn Mut...

Bist Du dann mit dem Spross allein
und hörst ihn wieder mächtig schrein,
dann wünschst du dir, dass die Berater
jetzt wären Mutter oder Vater.

Gewünscht - getan, im Umschlag steckt
vom Bildungswerk ein Faltprospekt
für`s Seminar zu Elternfragen.
Was werden die mir denn noch sagen?

Trotz Vorbehalten und Bedenken
will frau doch ihre Schritte lenken
ins angebotne Seminar.
Ihr Mann? - Wär völlig undenkbar!

Vor Ort heißt herzlich man willkommen
`ne Handvoll Leute, fast beklommen;
entschuldigt sich beim Referenten,
dass viele heut nicht kommen könnten...

Doch der blickt milde in die Runde
und redet mehr als eine Stunde
von Kind und Sozialisation,
vom Wert der Kommunikation,

vom Lernen durch gezieltes Loben,
von Konsequenz bei wildem Toben...
...ne Menge Worte - wohlbedacht -
wirken noch nach die halbe Nacht

und produzieren Magenschmerzen,
weil frau sich grübelnd nimmt zu Herzen,
was man ihr g`rade beigebracht
und dass sie vieles falsch gemacht...

Ab nächstem Tag, wär doch gelacht,
wird alles besser nur gemacht:
Die Kinder streiten wie die Hähne -
zerplatzt sind all die schönen Pläne.

Jetzt wandelt sich der Frust in Wut:
Das Seminar tat gar nicht gut.
Das ist doch reine Theorie;
im Alltag schaffst du sowas nie!

Und trotzdem wäre es nicht schlecht,
ja manchmal wäre es schon recht,
wenn`s gäb ein Eltern-Rendezvous
für`s Nach-Denken in aller Ruh`.

Und schon beginnt sie ihren Traum:
*In einem heimeligen Raum
sitzt da ein kunterbunter Kreis
und redet sich die Köpfe heiß.*

*Zunächst mal kann ein jeder sagen,
welch Fragen auf dem Herzen lagen
als dieser Abend hier begann.
Die andern hören es sich an.*

*Und niemand zieht die Stirne kraus,
die Sorgen dürfen erstmal raus.
Kein Besserwisser redet`rein;
und das entlastet ungemain.*

*So langsam weicht der Frust dem Mut
zu neuen Wegen. Jetzt erst tut
der Referent sein Mundwerk auf,
lässt seinem Wissen freien Lauf,*

*erklärt in Häppchen und gerafft
Ergebnisse der Wissenschaft
und für die Praxis Konsequenzen,
lässt sich dabei auch noch ergänzen.*

*Und schließlich diskutieren alle,
was möglich wär in welchem Falle.
Sie kommen schier kaum an ein Ende;
die Leitung hebt schon ringend Hände,*

um diesen Abend abzuschließen...
Da muss sie niesen.
Das reißt sie aus dem schönen Traum.
Alles nur Schaum? Sie glaubt es kaum!

Damit es dabei nicht tät bleiben,
setzt frau nun auf ein läng`res Schreiben
ans Bildungswerk, ob`s möglich wär
zu halten solche Seminar,

wie ihr`s geträumt in jener Nacht.
Was die sich darauf ausgedacht,
das steht auf einem andern Blatt -
in diesem Heft mit Seiten satt.

Ich hoff , Sie finden in dem Kuchen
auch die Rosinen, die Sie suchen,
so dass Erwachs`nenbildnerie
ein guter Mit-Erzieher sei!

Renate Weiß-Kreidler

Familienbildung im ländlichen Raum

Erfahrungen aus der Praxis des Katholischen Bildungswerks Kreis Biberach

1. „Du musst Dich ändern!“ Was war?

Blättert man/frau in den alten Programmen aus den Anfängen des Bildungswerks und sieht nach, was vor 20 bis 25 Jahren, Ende der 70er Jahre im Bereich Familienbildung stattfand, fallen drei Schwerpunkte auf: (Religiöse) Erziehungsthemen, Partnerschaftsthemen und Hausfrauenseminare.

Es waren die Jahre nach der Studentenbewegung mit der sexuellen Liberalisierung, dem Aufkommen der Friedensbewegung (Nato-Doppelbeschluss) und mit ihr der „Grünen“; und die Frauenbewegung war unübersehbar in die Gänge gekommen.

Bei den Erziehungsseminaren hatten Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Möglichkeit, mit Kindern glauben, beten, feiern, sprechen, spielen, basteln usw. zu lernen. Im Vordergrund stand die religiöse Erziehung im Elternhaus, weniger schwierige Erziehungssituationen. Die Angebote standen häufig im Zusammen-

hang mit Kindergärten oder der Erstkommunion. Die wenigen Angebote für Eltern von Jugendlichen standen im Zusammenhang mit der Firmung.

Partnerschaftsseminare gab es auch damals schon. Sie waren gerichtet an **Ehe**paare oder fanden im Rahmen der Ehevorbereitung statt. „Damit Partnerschaft gelingt“ hieß ein solches Seminar. Ausgangspunkt des Denkens war die an sich „intakte“ Familie, bei der es hin und wieder auch Schwierigkeiten gab. Hierzu wurden dann theoretische Hilfen angeboten. Ein dreiteiliges Seminarangebot „Ehe und Familie im Rechtsalltag“ widmete sich an einem der Abende schon der Frage: „Was ist (rechtlich), wenn die Ehe scheidet?“

Ein Angebot „Partnerschaft in der Ehe“ richtete sich an Frauen. Das zeigt zweierlei: Zum Einen wurde Partnerschaft noch nicht als etwas Wechselseitiges, als Beziehungsgeschehen gesehen, zum Anderen meinte man offensichtlich, sie könnte mit Appellen an die Frau befriedigender gestaltet werden.

Die Hausfrauenseminare können aus heutiger Sicht(!) von zwei Seiten her gesehen werden: Der Untertitel „Selbstverwirklichung und Selbstfindung“ deutet auf die mit der Frauenbewegung aufgenommenen neuen Bedürfnisse von Frauen hin. Auf der einen Seite lag also ein emanzipatorischer Anspruch darin, dass Hausfrauen lernten, „über den Tellerrand hinaus zu sehen“. Auf der anderen Seite konnten diese Seminare in den Verdacht geraten, sie wollten Frauen, die angesteckt durch die gesellschaftlichen Entwicklungen, dem Hausfrauendasein entkommen wollten, auf dieses einschwören: auch dort sei doch Selbstverwirklichung möglich. Diese Seminare sind seit Anfang der 80er Jahre verschwunden.

Bei den Angeboten zur Partnerschaft kamen ziemlich schnell die einzelnen Ehephasen ins Blickfeld: „Wenn das 1. Kind kommt“, „Silberhochzeitpaare“, „Wenn Ehen älter werden“... (Die Ehevorbereitungsseminare wurden professionalisiert (EPL) und aus dem Bildungswerk ausgelagert.) Als Beispiel, wie jedoch immer noch gedacht wurde, mag ein Seminar gelten, in dessen „Mittelpunkt die Familie“ stehen sollte, dessen drei Teile sich dann aber einmal auf Erziehung bezogen, dann auf Frausein und schließlich auf Vatersein. Denken in Beziehungen war noch nicht angesagt.

Gemeinden verstanden sich als Weg-Begleiter für Paare und Familien. Es entstanden Familienkreise, Familientage

wurden veranstaltet und Familienbildungsfreizeiten angeboten. Das Seminar „Miteinander unterwegs sein“ entstand, bei dem buchstäblich ‘auf dem Weg’ Partnerschaftsfragen besprochen werden. Dieses Seminar erfreut sich noch immer großer Beliebtheit. Außerdem entwickelte sich das Angebot: „Mann und Frau im Gespräch“, das ebenfalls gut angenommen wurde. Hier zeigt sich, dass das Bewusstsein für ein Defizit auf diesem Gebiet wuchs.

Auffallend bei all diesen Bemühungen ist, dass die Abhängigkeit der Familie vom gesellschaftspolitischen Zusammenhang überhaupt nicht thematisiert wurde. Familie galt als Privatsache, und das Gelingen oder Versagen wurden den Einzelnen zugeschrieben und von diesen auch geschultert.

Bezogen auf Erziehungsthemen rückten langsam schwierige Situationen mit den Kindern ins Blickfeld, z.B. Kinder und Fernsehen, auch die Frage nach Grenzen usw. Sie waren eine Antwort auf die Verunsicherung durch die ‘antiautoritäre Erziehung’ infolge der Studentenbewegung. Es ging darum, die Bewältigungskompetenz der Eltern zu stärken. ReferentInnen sahen sich von Seiten der Teilnehmer und Teilnehmerinnen, aber auch - wenn man/ frau die Beschreibungen der Seminare ansieht - von Seiten der örtlichen Veranstalter immer wieder mit dem problematischen Wunsch nach Rezepten konfrontiert: „Was muss ich tun, damit mein

Kind so wird, (wie ich es haben will!), wie es 'richtig' ist?" bzw. umgekehrt: „Wenn ihr das tut, dann wird das Kind richtig“. Ich denke, dass dies das vorherrschende Denken war: Kinder waren (Erziehungs-) Objekte. Noch heute ist dieses Denken zu beobachten, wenn aus Kirche und Gesellschaft Töne vom Versagen der Familie anklingen.

Ein Schwerpunkt war in Zusammenarbeit mit den Heggbacher Einrichtungen, über 15 Jahre hinweg die Begleitung von Eltern und Geschwistern von behinderten Kindern, ein im Horizont der Bildungswerke wenig beachteter Aspekt. Aus persönlichen Gründen musste diese Begleitung jedoch leider aufgegeben werden.

Religiöse Erziehung stand unter dem Wort von der „Weitergabe des Glaubens“; als könnten Eltern ihren Kindern den Glauben, quasi als geschürtes Paket, weitergeben.

In unserem heutigem Angebotsheft sind nach wie vor viele Seminare über schwierige Erziehungssituationen, ergänzt durch neue Themen wie z.B. 'Umgang mit den neuen Medien', die sich in der Hauptsache (15) an Eltern von Vor- und Grundschulkindern richten. Angebote zur religiösen Erziehung sind eingebettet in diese Fragen. Weniger (aber immerhin 7) Angebote richten sich an Eltern von vorpubertierenden Kindern und Jugendlichen. Für Familien gibt es 5 Angebote, die sich dem Bereich „Spiel und

Spaß miteinander“ zuordnen lassen. Spannend ist auch, dass der Vater-Kinder-Beziehung mit einem Wochenendangebot Rechnung getragen wird.

Die Angebote zu Erziehungsfragen werden eher zögerlich abgerufen. Hängt es mit der Situation unserer ReferentInnen zusammen: Die es jahrelang gemacht haben, sind bekannt oder aus der Tätigkeit 'herausgewachsen'? Oder traut man/frau dem katholischen Milieu nicht mehr zu, wirklich Hilfen für die so komplexe Situation wie das Erziehungsgeschehen bereit zu stellen? Oder sehen Eltern, dass ihnen mit Appellen oder Rezepten nicht mehr zu helfen ist? Oder haben sie gar, nach anfänglicher Euphorie bei ihren kleinen Kindern in den Mutter-Kind-Gruppen, bei den größeren Kindern aufgegeben?

2. „Wir müssen lernen zusammenzuleben!“ Was soll werden?

Da ich jetzt in den Bereich des Normativen komme, möchte ich betonen, dass die folgenden Ausführungen meine persönliche Meinung widerspiegeln; im Vorstand des Bildungswerks sind sie erst angedacht, aber noch nicht ausdiskutiert.

Ein wichtiges Zeichen ist jedoch, dass wir in unserem Angebotsheft den Bereich 'Ehe und Familie' nicht mehr so benennen; er heißt jetzt 'Leben in Beziehungen'. Ob allerdings das dieser Namensänderung zugrundeliegende Denken schon durchgedrungen ist, ist fraglich.

Dennoch zeigt die Änderung eine Öffnung an: Die gesellschaftliche Wirklichkeit beweist, dass immer weniger Menschen in 'Ehe und Familie' leben. Zwar gibt es 'Ehe und Familie' im herkömmlichen Sinne natürlich immer noch. Wenn wir jedoch die Menschen dort abholen (oder aufsuchen) wollen, wo sie stehen, dann bekommen wir mit der neuen Formulierung auch die vielen anderen Lebensformen in den Blick, die die gesellschaftliche Realität uns beschert, ob es uns gefällt oder nicht: Unverheiratet zusammenlebende Paare, Patchwork-Familien, Ein-Eltern-Familien, Lebensabschnittsfamilien, homosexuelle und lesbische Paare, und schließlich leben auch Alleinlebende in irgendwelchen Beziehungen. Die Bezeichnung hat sich geändert, nur ein symbolischer Akt? Irgendwo müssen wir ja anfangen. Wenigstens grenzt die Sprache nicht mehr aus. Trotzdem bleibt die besorgte Frage, ob die Bemühungen nicht zu spät kommen, weil vielen Menschen in diesen Lebensformen Kirche schlichtweg egal ist und sie nichts mehr von ihr erwarten. Andererseits kommen in unserem ländlichen Bereich Veränderungen, zumindest bei den noch kirchengebundenen Menschen, sicher etwas später an, so dass wir noch eine Chance haben.

Ein weiterer Vorschlag betrifft ebenfalls die Veränderung der Semantik: Sprechen wir doch nicht mehr von „Zerbrechen“ oder „kaputt“ usw. Das heißt ja immer, dass da vorher ein Ganzes war. Wenn wir

die Weg-Metapher (Stuttgarter Heft: Ehe und Familie, 1991) ernst nehmen, dann gibt es dieses Ganze nicht als Vorgabe. Dann ist Partnerschaft eine ständiges Tun („ehen“), dann wird die Beziehung gebaut, gelebt, verändert, oder sie findet nicht mehr statt. Wege gehen auseinander! Träume, Sehnsüchte, Lebenspläne verändern sich. Das setzt freilich ein Umdenken voraus, ein Abschiednehmen von festen Vorstellungen.

Diesem „Leben in Beziehungen“ will unser Bildungswerk Rechnung tragen. Ein Angebot der Diözesanstelle kam jedoch nur einmal zustande. Unser eigener Versuch ist ein 10-teiliges Seminar „Miteinander leben - miteinander reden“, in dem es ebenfalls um den Umgang miteinander geht. („Wir müssen lernen zusammenzuleben“!). Nicht mehr Eigenschaften und Fähigkeiten der einzelnen stehen im Vordergrund, sondern das Beziehungsgeschehen, an dem beide Anteil haben. Eine Beziehung ist mehr als die Summe der beiden Einzelnen. Eine Beziehung hat ihre eigene Wirklichkeit und Wirksamkeit. Im Vordergrund stehen Fähigkeiten des Zusammenlebens, die praktisch erprobt und erfahren werden. Auch dieses Seminar ist freilich trotz zweimaligen Anlaufs nicht zustande gekommen. Es ist wohl ein heißes Eisen hier auf dem Lande! Die soziale Kontrolle ist noch groß. Außerdem herrscht immer noch das Denken vor, dass eine Ehe intakt (einmal und für immer) zu sein hat. Allein schon durch die Teilnahme an einem solchen Kurs

anzudeuten, man/frau könnte dabei etwas zu lernen haben, ist ein Tabu. Außerdem ist anzunehmen, dass nicht beide Partner gleichzeitig gleich viel Begeisterung aufbringen oder inneren Druck verspüren für die Teilnahme an einem solchen Seminar. Wenn eine will, muss das noch nicht heißen, dass der andere auch will oder nach einem stressigen Arbeitstag noch kann. Für mich als Frauenbildungsreferentin ist dabei noch der Aspekt spannend, dass Frauen in reinen Frauengruppen sehr wohl über ihre Schwierigkeiten in der Partnerschaft reden können. Wenn der Partner dabei ist, so vermute ich, gibt es eine Hemmschwelle - vielleicht Angst, damit zu Hause Konflikte heraufzubeschwören?

Hier scheint für mich ein Dilemma von Familienbildung auf: Die Menschen dort aufsuchen, wo sie stehen, schließt aus, sie „zu ihrem Glück zwingen“ zu wollen. Und doch entwickeln wir Vorstellungen davon, was ihnen guttäte. Wie gehen wir damit im Bildungswerk um? Geht es nur darum, andere Formen zu finden?

Leichter tun wir uns mit dem 12-teiligen Seminar „Erziehen lässt sich lernen“ nach Gordon. Der Zulauf dazu hält seit Jahren an. Auch darin geht es um den Umgang miteinander, diesmal von Eltern und Kindern. Den Kindern soll nicht diese oder jene positiv bewertete Eigenschaft anezogen werden. Sie sind vielmehr Partner, und das Ziel ist wiederum: Wie lernen wir so zusammenzuleben,

dass es für alle befriedigend ist? Heute Schwierigkeiten mit heranwachsenden Kindern zu haben und sie zu benennen, ist kein so großer Makel mehr, dazu sind es der Eltern zu viele. Außerdem ist es immer ehrenwert, etwas für seine Kinder tun zu wollen. Bei diesem Seminar fällt so nebenbei manches zur Verbesserung der Partnerbeziehung ab, aber eben nicht explizit.

Wo bleibt die religiöse Erziehung? Es ist wohl nicht mehr auszugehen von der „Weitergabe des Glaubens“ als Paket. Auch glauben bedeutet auf dem Weg zu sein; und dieser Weg fällt nicht unbedingt mit Kirchengang zusammen. Und es erhebt sich die alte Frage: Kann Glaube gelehrt oder muss er im Zusammenleben erfahren werden?

In dem „Wir-müssen-lernen-zusammenzuleben“ steckt etwas von gelebtem Glauben drin. Dies kann immer wieder bewusst gemacht werden: z.B. im Erziehungsseminar, wenn die Teilnehmenden darin etwas sehr Altes entdecken, nämlich das „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst“.

Wir planen eine Bündelung der Veranstaltungen über „Leben in Beziehungen“: Das Angebot soll mehr System bekommen, weg von „Häppchen“, hin zu „Bausteinen“. Zwei Ebenen sollen dabei zur Geltung kommen: Wie bisher die Längsschnittebene, d.h. die verschiedenen Entwicklungsphasen von Beziehungen (Partner, Kinder), und die Querschnittebene,

die zum Lernen des konkreten Zusammenlebens anregen soll.

Aber: Die beobachtbare gesellschaftliche Entwicklung hin zu „fast food“ macht auch vor der Erwachsenenbildung nicht Halt. Örtliche Veranstalter (und auch wir als Bildungswerk) bieten zunehmend einzelne Veranstaltungen an, weil es schwieriger wird, Seminare voll zu bekommen. Ob wir mit unserem Ziel: „Weg von Häppchen“ noch dagegenstemmen können, bleibt eine offene Frage. Andererseits ist „Leben lernen in Beziehungen“ ein weites Feld. Die Verunsicherungen der Menschen in ihren Beziehungen und das Leiden an den Beziehungen sind enorm. Gelingt es uns, uns als kompetente und glaubwürdige Vermittler von „Zusammenlebensfähigkeiten“ zu bewähren und beweisen, gewinnen wir wieder an Terrain.

Meines Erachtens ist es ebenfalls wichtig, endlich in den Blick zu bekommen,

wie Familie mit dem gesamtgesellschaftspolitischen Zusammenhang verflochten ist. Hautnah ist dies festzumachen am problematischen Zusammenhang von Familie und Arbeitswelt. Wenn vom Versagen eines traditionellen Familienmodells die Rede ist, dann darf das nicht den Einzelnen angelastet werden als schuldhaftes Tun. Die Familienproblematik ist keine individuelle Problematik. Auch wenn Familie der Ort ist, wo die Problematik - leidvoll oft - ausgetragen wird, so ist sie nicht die alleinige Ursache dafür.

Gesamtgesellschafts- und kirchenpolitische Bestrebungen machen es sich zu einfach, wenn Familie als (scheinbar unangetastete) Privatsache angesehen und damit den Individuen überantwortet wird. Diese Zusammenhänge zu erkennen und Teilnehmerinnen und Teilnehmern bewusst zu machen, könnte sie entlasten. Es könnte sie mobilisieren, viel deutlicher öffentlich für ihre (Familien-)Anliegen einzutreten und familien- und arbeitspolitische Änderungen einzuklagen.

Walter Freitag

Formen von Familienbildung

Erfahrungen aus der Praxis des
Katholischen Bildungswerks Kreis Göppingen

1. Inhaltliche und methodische Ansätze

Familienbildung will das Zusammenleben in den Familien gestalten helfen. Die Familienmitglieder sollen lernen, nicht auf Kosten der anderen, sondern in gleichberechtigten Beziehungen, in Achtung voreinander und Verantwortung füreinander zu leben.

1. Grundlage jedes tragenden menschlichen Zusammenlebens ist die Fähigkeit und der Wille aller, sich zu verständigen. Gerade in einer hochtechnisierten Zeit wie der unseren laufen wir Gefahr, dies als zeitraubend anzusehen und damit in Isolation zu verfallen. Kommunikationsfähigkeit ist deshalb ein wichtiger Lerninhalt der Familienbildung. Die Familienmitglieder sollen miteinander, statt neben- oder gar gegeneinander lernen.

2. Miteinander lernen sie am Beispiel von Familiensituationen, üben dabei Geduld und Selbstbeherrschung ein, denken über eigene Grenzen, über eigene Macht und Ohnmacht und über Grenzen, Macht

und Ohnmacht der anderen nach, entwickeln so Mitmenschlichkeit - gegen Tendenzen der Ausgrenzung und Verachtung.

Solche Tendenzen nehmen in unserer Gesellschaft zu. Eine Kluft tut sich auf zwischen Vorwärtskommen um jeden Preis und großer Arbeitslosigkeit, zwischen Wachstum fast um jeden Preis und wachsenden Zukunftsängsten vieler. Soziales Miteinander und soziales Lernen tun also mehr denn je not. Es ist die Basis einer gemeinsamen Zukunft.

3. Familienbildung geht vom Menschen mit seinem Bedürfnis nach Sinn und nach Antwort auf seine Sinnfragen aus.

Das Aushalten dieser Fragen und das Bewusstsein von der Grenze der menschlichen Vernunft machen den kritischen, zuverlässigen und wachen Bürger der Gemeinschaft aus.

4. Familienbildung regt Menschen unterschiedlicher sozialer Schichten und Kulturen an, miteinander über ihre eigenen kulturellen Wurzeln und Prägungen nachzudenken. Dies ist notwendige Vor-

aussetzung für Achtung und Toleranz anderer.

5. Die in der Familie erlernte und eingeübte Bereitschaft, für sich selbst Verantwortung zu tragen und sich und anderen Rechenschaft zu geben, ist eine der Grundlagen für spätere Zivilcourage.

Familienbildung versucht, unter Einbeziehung all dieser Punkte Familien in ihren jeweiligen Strukturen so zu stärken, dass sie Gegenwart bewältigen, Zukunft gestalten und der kommenden Generation Leben ermöglichen können.

Da Familienbildungsarbeit von konkreten Familiensituationen und damit von ganz unterschiedlichen Lernbedürfnissen ausgeht, muss sie auch ganz unterschiedliche Lernangebote machen. Diese müssen sich sowohl im zeitlichen Umfang wie in den inhaltlichen Anforderungen deutlich voneinander unterscheiden. Deshalb gibt es sowohl Ein-Abend-Veranstaltungen als auch 14-tägige Intensiv-Maßnahmen. Und es gibt Einzelvorträge und Seminare zu Erziehungsfragen, bei denen die TeilnehmerInnen ihr Wissen erweitern und ihr Verhalten reflektieren können, wie auch Trainings, in denen sie gewünschtes Erziehungsverhalten einüben können. Offene Angebote für (alle) Familien stehen gleichberechtigt neben Angeboten für bestimmte Zielgruppen wie Großeltern, Alleinerziehende oder junge Familien.

Die Suche nach hilfreichen Antworten auf religiöse Kinderfragen und die Beschäftigung mit religiösem Brauchtum stehen gleichberechtigt neben Themen wie Geschwisterrivalität, kontrollierter Umgang mit Medien oder Bewältigung von Kinderängsten.

Um möglichst vielen Eltern in unterschiedlichen Sozialbezügen den Zugang zu den Bildungsangeboten zu erleichtern, kooperieren wir mit ganz unterschiedlichen Partnern wie Kindergärten, Kinderhäusern, Elternbeiräten, dem Kinderschutzbund, dem Verein 'Schule neu denken', den Erziehungsberatungsstellen - und dem Fernsehen.

Wir nutzen die Publizität des Fernsehens und führen Begleitveranstaltungen zu Fernsehreihen wie 'Alles Alltag' oder 'Montagskinder' durch. Ebenso greifen wir öffentlichkeitswirksame Aktionen wie die 'Woche für das Leben' oder den 'Weltkindertag' auf.

Niederschwellige Angebote wie 7- bzw. 14-tägige Familienfreizeiten stehen gleichberechtigt neben intensiven religiösen Bildungsmaßnahmen wie die Reihe 'Durch das Jahr, durch das Leben'.

Angebote, bei denen der Schwerpunkt darauf liegt, dass Eltern mit ihren Kindern gemeinsame Erfahrungen machen, wechseln mit Veranstaltungen, in denen eine qualifizierte altersgerechte Betreuung der Kinder den Eltern Freiräume schafft, sich mit anderen Eltern über religiöse Fragen oder Erziehungsprobleme auszutauschen.

2. Zwei Beispiele

Familienfreizeiten

Ein Ziel der in den Sommerferien angebotenen 14-tägigen Familienfreizeiten ist es, Familien in ihrem Erziehungsauftrag zu unterstützen und sie erfahren zu lassen, wie miteinander gespielt, gebastelt, gelernt und verantwortliches Handeln eingeübt werden kann. Deshalb werden nur in Ausnahmefällen die Kinder getrennt von den Erwachsenen in eigenen Gruppen betreut, z.B. dann, wenn Elterngesprächsrunden angeboten werden, bei denen die Kinder stören würden. Die überwiegende Zeit verbringen Väter und Mütter gemeinsam mit ihren Kindern, was vor allem für die Väter oft gar nicht leicht ist.

Gemeinsame Wanderungen, Ausflüge und Besichtigungen sind ebenso Bestandteil der Freizeit wie Projekttag zu Themen wie 'Wasser', 'Wald' oder 'Luft/Wind' usw., der gemeinsame Schwimm- bzw. Freibadbesuch genauso wie Gespräche über verantwortlichen Umgang mit Energie oder religiöse Erziehung. Der Rundlauf um die Tischtennisplatte ist so selbstverständlich wie Diskussionen über Medienkonsum und 'Zu-Bett-geh-zeiten'.

Da ein intensives Zusammenleben in der Gruppe mit sich bringt, dass das eigene Erziehungsverhalten von den anderen Familien miterlebt wird, wächst, bei allen damit verbundenen Schwierigkeiten, in der Regel innerhalb kurzer Zeit großes

Vertrauen und große Offenheit untereinander.

'Durch das Jahr, durch das Leben'

Diese Veranstaltungsreihe besteht aus zwei Wochenenden - jeweils zu Beginn der Adventszeit bzw. der Fastenzeit - und aus einem Block während der Kartage von Mittwochabend bis Ostersonntagmorgen.

Ein wichtiges Ziel dieser Reihe ist es, vor allem jungen Familien Anstöße zu geben, wie christliche Feste und 'Hoch-Zeiten' im Kirchenjahr auch heute mit Sinn gefüllt und so begangen werden können, dass biblisch-theologischer Gehalt und ein der Zeit entsprechendes Verhalten übereinstimmen.

Da die eigenen Erfahrungen der Eltern, ihre Kindheitserlebnisse und auch die selbst erlebten Enttäuschungen eine wichtige Rolle für ihr Verhalten den eigenen Kindern gegenüber spielen, wird diesem Bereich genügend Raum gelassen.

Die Kinder sind in zwei oder drei Altersgruppen aufgeteilt (Kindergartengruppe, Grundschulgruppe und Jugendliche). Sie beschäftigen sich ihrem Alter entsprechend mit den gleichen Themen wie die Erwachsenen. In den gemeinsamen Runden, z.B. zum Beginn des Tages, am Abend oder in der gemeinsamen Liturgiefeier, fließt dann zusammen, was Eltern und Kinder erlebt und erarbeitet haben.

Dies verlangt eine aufwendige Vorbereitung und Abstimmung zwischen Kinderbetreuer*innen und Erwachsenen. Es lässt Eltern und Kinder aber erfahren,

dass sie sich ernsthaft mit gemeinsamen Themen beschäftigt haben und überrascht nicht selten die jeweils andere Gruppe.

Inge Buck

Familienexerzitien

Chance für intensive religiöse Bildung

Familienexerzitien, sich als Familie auf den Weg machen, um miteinander im Licht des Glaubens neue Lebensmöglichkeiten füreinander zu entdecken und Beziehungsfähigkeit zu vertiefen: Ist so etwas heute noch aktuell? Haben Familien das Interesse und den Mut, sich auf eine solche Erfahrung einzulassen? Was heißt Exerzitien für Familien, Exerzitien mit Familien? Wie lässt sich so etwas gestalten trotz Kindergeschrei und Bewegungsdrang der Kinder?

Gewiss, es geht nicht immer leise zu, aber deswegen nicht weniger intensiv. Gerade im Miteinander kann in und durch Familie eine tiefere Sinndimension erfahren werden. Gewiss, oft haben die Väter anfangs große Vorbehalte, so etwas mitzumachen. Denn nicht selten gibt es Brüche in ihrer religiösen Biografie; oder sie haben Hemmungen, sich in diesen Fragen zu öffnen. Doch jeder wird zur Freiheit ermutigt, sich soweit einzulassen, wie er möchte und wie es seiner gegenwärtigen Lebenssituation entspricht: suchend, fragend, zweifelnd, hoffend... Seit zwanzig veranstalte ich nun schon Familienexerzitien, zusammen mit Pfarrer Otto Baur, dem seitherigen Familien-

seelsorger unserer Diözese. Und unsere Erfahrung zeigt, dass Familien, die sich einmal auf den Weg gemacht haben, wiederkommen, um auf dem Weg zu bleiben. Auch bei Kindern hinterlassen die Exerzitien nachhaltige Spuren. Oft drängen sie ihre Eltern, im nächsten Jahr wieder teilzunehmen. Unter den teilnehmenden Familien entsteht so ein Netz an Beziehungen, das auch über die Tage hinaus trägt. Freundschaften bilden sich, die Jahre überdauern.

1. Wie sehen unsere Familienexerzitien aus?

Familienexerzitien unterscheiden sich von Familienfreizeiten. Denn es geht darin um die Frage, wie Eltern und Kinder das Familienleben aus dem Glauben heraus gestalten und bewusst gemeinsame Entscheidungen in dieser Richtung treffen können. Sie unterscheiden sich aber auch von den traditionellen Formen von Exerzitien. Denn sie geben dem Gespräch und dem kreativen Gestalten viel Raum, Zeiten der Stille sind demgegenüber knapper bemessen. Impulsreferate,

Gruppengespräche, Einzelbesinnung und Paararbeiten wechseln einander ab. Kreative Methoden wie Schreibmeditation, Briefe schreiben, Fotosprache oder Malen haben ihren festen Platz. Der Tagesablauf sieht gemeinsame Zeiten für die Familie vor: Morgenlob, Mahlzeiten, große Mittagspause, Familiengottesdienst, Abendrunde. Dazwischen aber treffen sich die Gruppen der Eltern, der Jugendlichen, der Schulkinder und der Vorschulkinder in getrennten Runden.

Fünf Tage haben sich als sinnvoller Zeitrahmen ergeben: Anreisetag, drei volle Tage und Abreisetag. Am Anreisetag, der mit dem Nachmittagskaffee oder dem Abendessen beginnt, geht es darum, dass sich Kinder und Erwachsene von zu Hause lösen, umschalten und ankommen; Das erweist sich gerade für Familien als sehr wichtig. Sie bekommen die Möglichkeit zu einem ersten Kennenlernen und Vertrautwerden untereinander, zu einer ersten Erfahrung von Begegnung und Besinnung, zu ersten Schritten in das Rahmenthema der Exerzitien. Und sie bekommen eine „**Familienaufgabe**“, die in den folgenden Tagen von den einzelnen Familien umzusetzen ist und ihnen die Möglichkeit gibt, sich auch als Familie immer wieder zu gemeinsamem Tun zu versammeln. Hier einige Beispiele für solche Familienaufgaben: miteinander ein Familienwappen entwerfen; eine Laterne gestalten; einen Krug bemalen; einen Familien-Rosenkranz knüpfen; einen Familienbaum gestalten; mit Mandalas

einen Familienstrauß gestalten; miteinander eine Kerze verzieren; Fensterbilder basteln, die daheim angebracht werden.

Bei diesen Gestaltungsaufgaben sollen die Familien das Thema der Exerzitien aufgreifen und mit Symbolen und verschiedenen Zeichen oder Texten gestalten. Ein gemeinsames Werk aller Familienmitglieder soll entstehen, und alle sollen sich darin wiederfinden. Das führt die Familie zusammen. Zugleich hat das „Familienwerk“ einen zukunftsweisenden Aspekt: Es wird mit nach Hause genommen und erinnert dort immer wieder an die Erfahrungen der Exerzitien.

Schließlich erhalten alle Teilnehmenden einen „**Wegbegleiter**“ für die nächsten Tage. Im Losverfahren zieht jeder ein Kärtchen mit dem Namen des Wegbegleiters. Dieser achtet in den folgenden Tagen in besonderer Weise auf den anderen, geht immer wieder bewusst auf ihn zu, spricht ihn an, spielt mit ihm, betet für ihn... Die Erfahrung hat gezeigt, dass hierdurch Achtsamkeit füreinander und Begegnung miteinander einen starken Impuls erfährt, der oft über diese Tage hinausreicht. Der Einstiegsabend endet stets mit einer gemeinsamen Besinnung in der Kapelle.

Die Familienexerzitien haben inhaltlich eine biblische Ausrichtung. Themen der Vergangenheit waren z.B.: Miteinander leben, glauben und Zeugnis geben; Gemeinsam leben aus Glaube, Hoffnung und Liebe; Mit der Familie beten „Vater unser“; Wege zur Freude aus biblischer

Sicht; Das Evangelium bei uns zu Hause: Bibel und Leben teilen; Einander Segen sein; Mit der Familie zur Quelle gehen; „Es ist dir gesagt worden, Mensch, was gut ist“; Familien verkünden das Reich Gottes; Orte christlicher Familienkultur: Tisch - Bett - Tür.

Diese Themen werden in der Regel in drei Schwerpunkten entfaltet, so dass auf jeden der drei Kerntage ein Schwerpunkt entfällt. Jeder dieser drei Schwerpunkte wird in einem Dreierschritt angegangen, der den Tagen auch ihre Struktur gibt:

1. Erster Zugang über die Erfahrungen der TeilnehmerInnen; 2. Bibelarbeit;
3. Transfer zum Familienalltag.

2. Exemplarische Skizze einer Familienexerziten-Woche

Die Familienexerziten, die ich näher skizzieren will, hatten das Thema „Orte christlicher Familienkultur: Tisch - Bett - Tür“.

In die Mitte des **Einstiegsabends** ist das Symbol des Brunnens gestellt. Die folgenden Tage sollen für die Familien ja so etwas wie ein Brunnen sein, aus dem sie schöpfen können. Die Familienaufgabe besteht darin, einen Tonkrug nach und nach zu bemalen mit Zeichen oder Symbolen, die zum Thema der Exerziten in Beziehung stehen und zugleich etwas von dem zeigen, was die jeweilige Familie in diesen Tagen erlebt hat und mitnehmen will. Die Mitte des Saales, in dem sich alle Familien treffen, ist als

„Brunnen“ gestaltet; um den „Brunnen“ liegen so viele runde Plakate wie Familien da sind: Jede Familie hat ihren Platz an diesem Brunnen, aus dem sie Kraft schöpfen kann mit ihrem persönlichen Krug. Jede Familie „bemalt“ eines der Plakate mit dem Namen der Familie, allen Vornamen sowie dem Wohnort. Nacheinander stellen sich die Familien vor und legen ihr Plakat wieder an den Brunnen. Dann singen wir „Alle meine Quellen entspringen in dir...“. Vom kleinen Prinzen wird erzählt, der, wenn er 53 Minuten übrig hätte, ganz gemächlich zu einem Brunnen laufen würde. Nun bekommt jede Familie einen schönen Tonkrug, mit dem sie zum Brunnen der Exerziten gehen und schöpfen kann. Alle bekommen Farben und Pinsel. Gemeinsam werden Ideen für die Gestaltung des Kruges gesammelt. Ein Brunnentanz schließt diese Runde ab; und ein gemeinsames Nachtgebet in der Kapelle beschließt den Tag.

Die nächsten Tage beginnen mit dem Morgenlob, das jeweils von einer anderen Familie gestaltet wird. Für die Erwachsenen beginnt, nach einer theologischen Einführung in die Gesamtthematik der Exerziten, die Beschäftigung mit dem **Schwerpunkt des ersten Tages: der Tisch** als Ort christlicher Familienkultur.

Eine **erste Annäherung** folgt über Redensarten, Worte und Wendungen, die den TeilnehmerInnen zum Motiv „Tisch“

einfallen. Jede und jeder schreibt die eigenen Einfälle dazu auf einen Zettel und liest dann in der Gesamtrunde vor, was er bzw. sie davon einbringen möchte. Das Symbol „Tisch“ erhält so aus dem Leben der TeilnehmerInnen eine große Erfahrungsfülle.

Nun folgt die gemeinsame **Bibelarbeit**. Die TeilnehmerInnen können sich aus mehreren Bibelstellen zum Motiv „Tisch“ eine Stelle auswählen. Um die verschiedenen Bibelstellen herum bilden sich kleine Gruppen, die sich in der Form „Bibel-teilens“ über den Text austauschen. Angebotene Bibelstellen waren z.B.: Ex 12,1ff (Die Familie versammelt sich zum Pascha-Mahl); Ps 23 (Du deckst mir den Tisch vor den Augen meiner Feinde...); Lk 7,36-50 (Jesus am Tisch des Pharisäers Simon und die Begegnung mit der Sünderin); Lk 10,38-42 (Was besonders nötig ist: Jesus zu Gast bei Martha und Maria); Mt 26,20ff (Das letzte Mahl Jesu mit seinen Jüngern); Lk 14,15-24 (Das Gleichnis vom großen Festmahl). Nach dem „Bibel-teilen“ in den Gruppen erfolgt eine kurze Runde mit Fragen oder Rückmeldungen in der Gesamtgruppe.

Nach einer ausgiebigen Mittagspause versuchen wir, die theologisch-biblischen Impulse zum **Familienalltag** in Beziehung zu bringen. Der Einstieg erfolgt über eine kurze Einzelbesinnung: „Stellen Sie sich Ihren Familientisch vor: Wie erleben sie ihn? Welche Erinnerungen

fallen Ihnen ein?“ Danach erfolgt ein Gespräch in kleinen Gruppen über weiterführende Impulsfragen:

„Welche Impulse gibt mir der Bibeltext für unseren Familientisch? Was ist mir für unseren Familientisch ganz wichtig? Was möchte ich intensivieren? Was verändern? Was soll mehr gepflegt werden?“ Wichtiges wird auf Karten festgehalten und allen mitgeteilt. Dies kann andere anregen oder bestätigen, ihnen Mut machen oder aus dem scheinbaren Alleinsein mit bestimmten Nöten herausführen.

Am späten Nachmittag findet ein **Familien-gottesdienst** statt, der sich inhaltlich am Tagesthema orientiert. Hier bringen auch die Kinder ihre Ideen und Ergebnisse aus der Gruppenarbeit ein: Wünsche im Blick auf den gemeinsamen Familientreffpunkt „Tisch“, ein Rollenspiel zu einem biblischen Text oder zu einem Märchen, von den Jüngsten dazu gemalte große Bilder, Gesang und Tanz. Am Abend gibt es noch eine gemeinsame Familienrunde, in der viel gesungen und erzählt wird (z.B. das Märchen von den sieben Raben).

Der **2. Tag** ist dem **Symbol „Bett“** gewidmet und der **3. Tag** dem **Symbol „Tür“**. Im Mittelpunkt stehen auch hier Bibelstellen, die mit diesen beiden Orten christlicher Familienkultur zu tun haben.

Biblische Motive ums Bett, um Schlafen und Wachen sind z.B.:

Trost des Bettes: Mein Lager soll mich trösten, mein Bett trage das Leid mit mir (Jjob 7,13).

Ehebett: Und beide schliefen die Nacht über miteinander (Tob 8,9).

Schlafen: Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf (Ps 127,2); Er schläft und steht wieder auf, es wird Nacht und wird Tag; der Samen keimt und wächst, und der Mann weiß nicht wie (Mk 4,27).

Krank sein: Die Schwiegermutter des Simon lag mit Fieber im Bett (Mk 1,30).

Schlaflosigkeit: Ich denke an dich auf nächtlichem Lager (Ps 63,7); Ich liege wach, und ich klage wie ein einsamer Vogel auf dem Dach (Ps 102,8).

Wachen: Ich schlief, doch mein Herz war wach (Hld 5,2).

Aufwachen, Aufstehen am Morgen: Ich erwachte und blickte umher, und mein Schlaf war süß gewesen (Jer 31,26); Als Josef erwachte, tat er, was der Engel des Herrn ihm befohlen hatte... (Mt 1,24); In aller Frühe, als es noch dunkel war, stand Jesus auf und ging an einen einsamen Ort um zu beten (Mk 1,35); Jeden Morgen weckt er mein Ohr, damit ich auf ihn höre wie ein Jünger (Jes 50,4).

Biblische Motive zum Öffnen und Schließen der Tür, zum Begrüßen und Verabschieden sind z.B.:

Du sollst diese Worte auf die Türpfosten deines Hauses und in deine Stadttore schreiben...: Höre Israel! Jahwe, unser Gott, Jahwe ist einzig. Darum sollst du den Herr, deinen Gott, lieben mit ganzem

Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft (Dtn 6,9 + 6,4 f);

Blut des Paschalammes an den Türpfosten (Ex 12,22).

Als die Jünger aus Furcht vor den Juden die Türen verschlossen hatten, kam Jesus, trat in ihre Mitte und sagte zu ihnen: Friede sei mit euch! (Joh 20,19);

Ich bin die Tür: Wer durch mich hineingeht, wird gerettet werden (Joh 10,9);

Ihr Tore, hebt euch nach oben, hebt euch, ihr uralten Pforten (Ps 24,7).

Wenn du betest, geh in deine Kammer und schließ die Tür zu (Mt 6,6).

Wenn ihr in ein Haus tretet, so sagt als erstes: Friede diesem Hause! (Lk 10,5);

Maria ging in das Haus des Zacharias und begrüßte Elisabeth (Lk 1,40);

Der Herr behüte dich, wenn du fortgehst und wiederkommst, von nun an bis in Ewigkeit (Ps 121,8).

Am letzten gemeinsamen Abend findet ein Gottesdienst im Saal statt, der den festlichen Höhepunkt der gemeinsamen Exerzientenstage darstellt. In diesem Saal haben die Exerzitionen ihren Anfang genommen. Die Kinder haben darin gearbeitet, sich im Werken, Malen und Singen ausgedrückt. Und mit dem Gottesdienst im großen Gemeinschaftskreis finden die Tage auch ihren Abschluss. Die Erfahrung einer solchen Eucharistiefeyer hinterlässt in allen tiefe Spuren. Es ist eine immer wiederkehrende Erfahrung, dass am Schluss alle sitzen bleiben und beieinander bleiben, dass sie miteinander plaudern, singen oder tanzen wollen.

Christliche Gemeinschaft ist da kein leeres Wort mehr, sondern lebendige Erfahrung.

Ein wesentliches Element, das helfen soll, diese Tage für den Alltag fruchtbar werden zu lassen, ist die „**Familienkonferenz**“ vor dem Abschlussgottesdienst. Da sitzen die einzelnen Familien zusammen und fragen sich: „Was wollen wir als Familie von den Familienexerzitien zu Hause umsetzen? Was nehmen wir uns für unseren Familienalltag vor?“ Dies geschieht in folgenden Schritten:

1. Die Eltern sagen, worum es in dieser Familienkonferenz geht.
2. Ideen werden gesammelt und schriftlich festgehalten.
3. Ein oder zwei Ideen werden gemeinsam ausgewählt, vielleicht noch modifiziert und wiederum schriftlich festgehalten.

4. Die Familie trifft eine gemeinsame Entscheidung, wie und über welchen Zeitraum die Idee umgesetzt werden soll; und sie vereinbart einen bestimmten Zeitpunkt, an dem diese Vereinbarung gemeinsam überprüft wird.

Am Abreisetag treffen sich alle nach dem Frühstück in der Kapelle. Jede Familie tritt einzeln nach vorn, zeigt und erläutert ihr fertiggestelltes „Familienwerk“, z.B. den bemalten Krug, und liest vor, was sie sich für zu Hause überlegt und vorgenommen hat. Mit einem Reisesegen werden die Familien aus diesen Tagen entlassen. Danach beginnt ein ausgiebiges Abschiednehmen, oft in der Hoffnung oder mit dem Versprechen, sich im nächsten Jahr wiederzusehen, um miteinander auf dem Weg zu bleiben...

Erscheinungs-Bilder von Partnerschaft

1. Bilder...

sind sehr geeignete Mittel, um über innere Vorstellungen miteinander ins Gespräch zu kommen. Bei der Betrachtung und dem Versuch der Beschreibung eines Bildes kommen wir den eigenen „inneren Bildern“ näher auf die Spur. Außerdem helfen sie, die üblichen Redeklischees und Rationalismen zu durchbrechen.

Wir haben beim Ehevorbereitungskurs in Unterkochen Bilder an zwei Stellen eingesetzt: ganz zu Beginn und beim Thema „Sakrament Ehe“.

Beim Hereinkommen wurden die Paare gebeten, sich gemeinsam eins der ausliegenden Bilder zu wählen, und zwar eins, das nach ihrer Einschätzung gut zu ihrer Partnerschaft passt. Es handelte sich in der Mehrzahl um (Kalender-) Bilder mit Motiven aus der Natur.

Bei der anschließenden Vorstellungsrunde erzählten die Paare, warum sie „ihr“ Bild ausgesucht hatten. Ein behutsames und einführendes Nachfragen im Sinne von Konkretion ist oft hilfreich. Folgende Aspekte fielen mir auf:

- Die allermeisten Paare hatten keine Schwierigkeiten, eine Beziehung zwischen dem Bild und ihrer Partnerschaft herzustellen.
- Die Bilder führten ohne große Umleitung in das Thema des Tages und lösten das übliche Schweigen zu Beginn.
- Eindeutig bevorzugt wurden die harmonischen Bilder: Stille, Geborgenheit, Heimat...
- Mit ein wenig Hilfe konnten die Paare ihre Erwartungen an das Leben zu zweit in Worte fassen, manchmal zur eigenen Überraschung.

Chagall's „Autour d'elle“ (dt.: „um sie, nämlich eine Frau, herum“) ist ein Beispiel für „Bilder in der Ehevorbereitung“, speziell zum Thema „Ehe als Sakrament“. Ich möchte gern Mut machen, die Grenze der „üblichen“ Bilder zu überschreiten.

Die nachfolgenden Stichworte zur Deutung (drumherum) sind *meine* Assoziationen. Sie sind notwendigerweise subjektiv und wollen die Fantasie der anderen eher anregen als kanalisieren!!!

Der Idealfall wäre, das Bild mit der Gruppe gemeinsam zu deuten. Praxisversuche haben zwei Probleme gezeigt:

1. Eine gemeinsame Deutung braucht viel Zeit.
2. Die meisten Teilnehmer sind nicht gewohnt, Bilder zu betrachten und zu deuten.

Eine Möglichkeit ist, sich auf Teilaspekte des Bildes zu beschränken. Wir müssen

nicht immer das Ganze erklären!

Eine andere Möglichkeit ist die Deutung des Bildes in Form einer frei vorgetragenen Meditation. Diese Form entspricht ganz gut dem Inhalt „Sakrament Ehe“.

Auf jeden Fall braucht es genug Zeit und eine möglichst entspannte Atmosphäre, damit das Bild wirken kann. Übrigens glaube ich, dass das Bild selbst viel wichtiger ist, als jede noch so kluge Deutung.

2. Marc Chagall: Autour d'elle

Gesamteindruck

Blaue Farbe,
wie im Meer,
märchenhaft,
göttlicher Bereich,
ruhig, fast statisch.
Einzelmotive
um eine Kugel
herumgruppiert.

*Man muss in die Welt
des Märchens,
der Träume eindringen,
wenn man etwas von der
göttlichen Dimension,
von einem Sakrament
erfahren will.*

1. Kugel

Boden,
eine kleine Stadt,
dein Mond am Himmel;
unsere kleine Welt,
unsere Wirklichkeit,
der Ort, in dem wir leben,
unsere Heimat,
offenbar nur ein Teil
der ganzen Wirklichkeit.

*Wir kennen unsere Welt,
unsere Wirklichkeit mit ihren*

*Licht- und Schattenseiten,
bei Tag und bei Nacht;
armselig, wenn sie das
einzige wäre, was existiert;
Das Sakrament sagt:
es gibt mehr,
es gibt etwas,
was Euch umgibt und hält,
was Euch Schönheit verleiht
und was Euch faszinieren kann.*

2. Frau

Die Frau ist
durch das rote Kleid
eine Besonderheit,
geschmückt (Borte, Kette, Fächer),
wertvoll,
scheinbar ohne Beziehung
zur Umgebung
in sich ruhend,
nachdenklich, träumend...

*Erst in der Begegnung
mit dem göttlichen Bereich
wird sichtbar,
wie schön und wertvoll
ein Mensch ist.
Erst in dieser Umgebung
kann ein Mensch
so friedlich und
selbstvergessen sein.*

3. Brautpaar

Vielleicht von dem Brautpaar
träumend,
dessen Schleier bis
auf die Frau hinabreicht,
wünscht,
erträumt sie sich so
ihre Beziehung,
das Glück des Anfangs,
umschlungenes Paar,
im siebten Himmel schwebend,
gebettet im Grün der Natur,
auf einem Lager der Hoffnung.

*Die Träume der Frau
sind auch unsere:*

*Der schönste Tag in meinem Leben;
ein Tag des vollkommenen Glücks.
So möge es immer sein,
hoffen wir.
Und diese Hoffnung
stammt von oben;
ist Teil des Sakraments,
des Geheimnisses.*

4. Mann

Wie die Frau steht er außerhalb
der Welt; auch im Traum?
In seiner Linken sein Handwerkszeug:
eine Farbpalette;
im Rücken die Staffelei;
keine weiße Leinwand,
aber auch ohne erkennbare Arbeit.
Der Kopf steht Kopf;
im Kontrast zur meditativen Haltung
der Frau scheint der Mann hingerissen;
Mund und Augen sperrangelweit auf:
seine Aufmerksamkeit richtet
sich nach oben,
auf den Engel, auf den Vogel...

*Manchmal muss man sich von
seiner Arbeit, von seinem
eigenen Können losreißen,
um mehr zu erfahren,
um dem Alltagstrott zu
entkommen,
um wieder Hoffnung und
Perspektiven zu gewinnen.
Das Sakrament,
das Geheimnis unseres Lebens,
auch unserer Beziehung ist
nicht auf den ersten Blick
zu haben.*

5. Vogel

Ein Vogel,
Symbol der Freiheit,
Symbol des Geistes,
Symbol der Leichtigkeit...
Ein Vogel mit einer Kerze,
ein Lichtträger,
darin gleicht er dem Engel,
er fliegt in die gleiche Richtung:
zu jener kleinen Kugel,
zu jener kleinen Stadt;
er bringt ihr Licht...

*Wie oft sehnen wir uns nach
einem Schimmer Licht,
wenn alles dunkel ist,
wenn wir nicht mehr weiter wissen,
wenn alles aus ist,
auch in unserem Miteinander.
Das Geheimnis, das Sakrament
kennt einen Lichtbringer,
wir brauchen nur hinzuschauen,
nicht in die Tiefe der Depression,
nicht in unsere eigenen Fähigkeiten,
nicht in die Resignation,
sondern auf diese kleine Flamme Licht,
die immer wieder aufleuchtet.
Wir wissen nie woher,
es ist eben ein Geheimnis.*

6. Engel

Aus einem Strauß windet sich
ein weibliches Wesen,
rothaarig, ein Engel?
Sie bildet einen Bogen
zu der unteren Kugel,
die sie mit ihren Händen hält,
den Blick fest auf die
Kugel gerichtet.

*Aber wenn der Alltag wiederkehrt,
wenn die Liebe kalt wird,
wer hält uns dann?
Das Sakrament behauptet:
Es gibt einen Engel,
der Euch hält,
Euch und Eure kleine Welt.
Ihr werdet nicht in den Abgrund fallen,
wenn Ihr Euch seinem Schutz überlasst.*

Renate Oetker-Funk

Zentrale Probleme von Ehe und Familie heute

Erfahrungen aus der psychologischen Beratung -
Impulse für die Erwachsenenbildung

Zu Beginn: Szenen aus dem Alltag der Ehe- Familien- und Lebensberatung⁴⁸

1. Szene:

Eine Frau Mitte 40 kommt in die Beratungsstelle. Sie hat zwei halbwüchsige Kinder von zwei Männern, mit denen sie zwar Kontakt hat, aber nicht (mehr) zusammenlebt. Das Geld (Unterhalt, eigener Verdienst aus einer geringfügigen Beschäftigung und ein kleiner Sozialhilfebetrag) und die Kräfte reichen gerade, um den „normalen“ Alltag zu bewältigen. Jede zusätzliche Schwierigkeit bringt das labile Gleichgewicht der Familie ins Wanken: Schulprobleme des Ältesten, heftiges pubertäres Aufbegehren der Tochter, die plötzlich drohende Kündigung der mühsam gefundenen Wohnung wegen „Eigenbedarf“ - Belastungen, die der Frau, die sich nach mehr Freiraum sehnt, die Luft nehmen. Ihr fehlen Geld

und eine zuverlässige partnerschaftliche Unterstützung; sie sehnt sich nach einer Liebesbeziehung. Zwar weiß sie, dass sie das in der psychologischen Beratung nicht bekommt, aber sie möchte über die gegenwärtige Lebenssituation, über die schwierige Vergangenheit und die unerfüllten Wünsche sprechen können. Sie sucht nach An-Erkennung ihrer Lebenssituation, weniger nach Tips oder Ratschlägen. Es hilft ihr, wenn ihr Zusammenhänge deutlich werden zwischen ihrer eigenen schwierigen Vergangenheit und ihrer Kränkbarkeit und ihrem Misstrauen jetzt, die in der Beratung allmählich zur Sprache kommen.

2. Szene:

Ein Ehepaar Anfang 30 mit drei Kindern. Nach außen hin wirken sie auf den Berater und auf ihre Umgebung als eine ideale Familie: Sie, Spanierin, attraktiv und klug, er ein sportlicher Mann, der Gleichberechtigung praktiziert, nach der Arbeit einkauft, die Wäsche aufhängt,

⁴⁸Die Szenen schildern keine realen Beispiele, sondern sind zusammengesetzte Mosaiksteine aus häufigen Beratungssituationen

abends bei den kleinen Kindern bleibt, damit die Frau aus dem Haus kann. In der Verschwiegenheit der Beratungssituation offenbaren sie, was sie nach außen sehr zu verbergen suchen: die Depressionen der Frau, sexuelle Schwierigkeiten, die Angst des Mannes, seine Frau zu verlieren, obwohl er alles tut, um sie zu entlasten. Beide sind völlig ratlos und können sich ihre Situation nicht erklären: Sie lieben sich, sie machen doch „alles richtig“, sie bemühen sich sehr um die Kinder. In den Beratungsgesprächen wird langsam sichtbar, wie sehr sie sich aneinander klammern, Angst vor jeder kleinen Trennung haben und nur die „Symptome“ ihnen etwas Abstand voneinander verschaffen.

3. Szene:

Beratungsgespräche mit einem Paar, das in seiner bewusst nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft hohe moralische und ökologische Ideale zu verwirklichen sucht. Die Frau verstrickt sich plötzlich in eine Außenbeziehung, alles bisher Gelebte scheint wie ein Scherbenhaufen zusammenzufallen. Die Enttäuschung ist für beide so unerträglich, dass sie sich sehr schnell trennen; das gemeinsame Kind lebt im Wechsel eine Woche beim Vater und eine bei der Mutter. Sie fühlen sich beide einem inneren und äußeren Chaos ausgeliefert und möchten in der Beratung klären, ob sie sich endgültig trennen wollen oder wieder zueinanderfinden können.

4. Szene:

Es kommt eine verzweifelte Frau, sie möchte mit einer „christlichen“ Beraterin sprechen. Nach einigen zwar materiell eingeschränkten, aber glücklichen Jahren mit zwei rasch aufeinanderfolgenden Kindern wurde ihr Mann zunehmend alkoholabhängig. Sie wurde ungewollt zum dritten Mal schwanger, fast gleichzeitig verlor er wegen eines Konkurses seine Stelle. Die Frau kommt einige Zeit nach dem Abbruch ihrer Schwangerschaft, zu dem ihr Mann sie gedrängt hat und in den sie einwilligte, weil sie sich nicht vorstellen konnte, die Situation mit einem dritten Kind physisch, materiell und psychisch zu bewältigen. Schuldgefühle wegen der Abtreibung, von der niemand außer ihrem Mann weiß, eine ohnmächtige Wut auf den Mann, den sie gleichzeitig noch immer liebt, und Ratlosigkeit wegen seiner Alkoholabhängigkeit führen sie zur Beratungsstelle. In der Gemeinde, in der sie sehr beheimatet waren, mögen sie sich nicht mehr sehen lassen.

Vier Szenen, zusammengesetzt aus Mosaiksteinen vieler alltäglicher Beratungssituationen. Für alle, die Menschen in Krisensituationen begegnen, sei es als Sozialarbeiter, Therapeuten, Psychiater oder Seelsorger, sind es keine außergewöhnlichen Situationen.

Nach außen leben die meisten Menschen, die Beratungsstellen aufsuchen, unauffällig, „normal“, und viele versuchen mit aller Kraft, diesen Eindruck aufrechtzuer-

halten. Nach innen erleben sich viele in ausgewogenen Situationen oder Sackgassen, kämpfen mit Selbstzweifeln, Ängsten oder Schuldgefühlen, von denen oft niemand wissen darf.

Die in den Szenen geschilderten Lebenssituationen sind keine gesellschaftlichen Randphänomene. Im Jargon der Sozialwissenschaften gehören sie zum „ganz normalen Chaos der Liebe“ - so der bekannte Buchtitel der Soziologen E. Beck-Gernsheim und U. Beck, die die Phänomene der Individualisierung und der „Risikogesellschaft“ in soziologischen Kategorien zu beschreiben versuchen. Im Beratungsalltag wird dagegen konkret spürbar, was im Innern der Menschen vor sich geht, die „das ganz normale Chaos“ durchleben.

Einige Zahlen zur Ehe-, Familien- und Lebensberatung

Die folgenden Zahlen aus dem Jahresbericht 1997 der diözesanen Fachstelle für Psychologische Beratung in Ehe-, Familien- und Lebensberatung beziehen sich auf die Arbeit der 16 Psychologischen Beratungsstellen, die von der Diözese Rottenburg-Stuttgart getragen werden.⁴⁹

⁴⁹ Neben diesen diözesanen Beratungsstellen gibt es weitere Beratungsdienste in Trägerschaft der Caritas, z.B. Erziehungsberatungsstellen, Schwangerschaftskonfliktberatung, Suchtberatung, Ausländerberatung, Allgemeine Sozial- und Lebensberatung usw., die in den genannten Angaben nicht enthalten sind.

Im Jahr 1997 kamen 8.749 Ratsuchende, etwa zwei Drittel davon Frauen, an die 16 Psychologischen Beratungsstellen EFL der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

Das Alter der Mehrzahl der KlientInnen lag zwischen 30 und 55 Jahren.

Etwa 57% der KlientInnen waren verheiratet, 13% lebten in festen Partnerschaften, 10% waren getrennt oder geschieden, 16% ledig.

Ein Großteil aller Ratsuchenden hatten Kinder, insgesamt waren 1997 über 7.000 Kinder indirekt oder direkt von der Beratung betroffen. Eine große Zahl von Klienten hatten drei und mehr Kinder. 48% der Ratsuchenden waren katholisch, 26% evangelisch.

Mit den knapp 9000 Ratsuchenden wurden insgesamt 41.315 Beratungsstunden gehalten; davon etwa 29.000 Stunden als Einzelberatung, knapp 10.000 Stunden als Paarberatung, jeweils 1.250 Stunden als Gruppen- oder als Familienberatung.

Folgende **Beratungsanlässe** schilderten die Ratsuchenden als Grund ihres Kommens (Dabei ist zu beachten, dass die BeraterInnen die konkreten Situationsbeschreibungen für die Statistik vorgegebenen Kategorien zuordnen und Mehrfachnennungen möglich sind.):

27 % Stimmungs- und emotionsbezogene Probleme

z.B. Selbstwertzweifel, Unsicherheit, Minderwertigkeitsgefühle, Depressionen, Überforderung;

25 % Wunsch nach Beziehungsklärung

z.B. Klärung von Konflikten, Ent-

- fremdung der Partner voneinander, Außenbeziehungen, Klärung, ob die Beziehung noch tragfähig ist;
- 22 % Partnerdifferenzen
z.B. im Rollenverhalten, bezüglich Kinderwunsch, Umgang mit Geld, Fragen der Kindererziehung oder Wertorientierung;
- 19 % Schwierigkeiten mit der eigenen Sexualität
z.B. Angst vor sexuellen Beziehungen, sexuelle Orientierung, abweichendes sexuelles Verhalten, Folgen von sexuellem Missbrauch;
- 17% Streitverhalten in der Partnerschaft
z.B. Streiteskalationen, Gewalt, Rückzug;
- 13% Probleme im Vorfeld von Trennung und Scheidung
z.B. Klärung, ob und wie eine Trennung erfolgen soll, Umgang mit Kindern, Abbau von Eskalationen;
- 13% Ängste und Zwänge
z.B. Angstzustände, Leistungs- und Versagensängste, zwanghafte Gedanken oder Verhaltensweisen;
- 11% Sexualität in der Partnerbeziehung
z.B. Differenzen über Häufigkeit und Gestaltung sexueller Kontakte;
- 11% Schwierigkeiten mit Eltern/Schwiegereltern
z.B. Abgrenzung zu und Kontakt

- mit der Herkunftsfamilie, Belastung durch Versorgung oder Pflege, Einmischung in die Erziehung;
- 10% Probleme im Sozialkontakt
z.B. Kontaktschwierigkeiten, Einsamkeit, Schwierigkeiten mit Nachbarn oder Kollegen;
- Dies sind einige der Hauptanlasskategorien; weitere Anlässe, wie z.B. psychosomatische Störungen, Sucht, Probleme aufgrund von Arbeitslosigkeit u.ä. sind hier nicht aufgeführt.

In fast allen Beratungen geht es um die Zusammenhänge zwischen verschiedenen Problembereichen, die - nach unserem Beratungsverständnis - isoliert voneinander weder verstanden noch verändert werden können. Häufig wird zu Beginn einer Beratung ein Anlass genannt, der dann, wenn die Beratungsbeziehung tragfähiger geworden ist, gegenüber anderen Themen in den Hintergrund tritt. Oft werden z.B. Schwierigkeiten mit einem Kind als „Einstieg“ in eine Beratung genannt, und erst später sprechen die Ratsuchenden ein für sie schwierigeres Thema, z.B. Depressionen oder eine gescheiterte Ehebeziehung, an.

Beratungsarbeit als Seismograph

Psychologische Beratungsarbeit gilt als „Seismograph“ für gesellschaftliche Entwicklungen und die psychosozialen Folgen gesellschaftlicher Veränderungen.

Derzeit führt die Kath. Bundesarbeitsgemeinschaft für Beratung e.V. mit Mitteln des Bundesministeriums für Familien ein Projekt durch, in dem geprüft wird, ob das in den Beratungsstellen gesammelte Wissen über Problemlagen der Menschen in der gegenwärtigen Gesellschaft als eine Art „Frühwarnsystem“ für politische Entscheidungsträger, vor allem im Sozial-, Gesundheits- und kirchlichen Bereich genutzt werden kann.

Die eingangs beschriebenen Beratungsszenen deuten Veränderungstendenzen an. Verglichen mit Beratungssituationen vor 5 oder 10 Jahren beobachten wir seit einiger Zeit eine Zunahme

- von Paarberatungen insgesamt, auch von bikulturellen Paaren;
- von Beratungen mit Alleinerziehenden;
- von Menschen in akuten, oft dramatisch zugespitzten Trennungssituationen;
- von Ratsuchenden, die wegen persönlicher oder familiärer Schwierigkeiten nach vollzogener Trennung oder Scheidung kommen;
- von Elternpaaren und Elternteilen mit Problemen in neu zusammengesetzten Familien (sog. Fortsetzungs- oder Patchwork-Familien);
- von Paaren und Einzelnen, die in nicht-traditionellen Lebensformen und mit alternativen Lebenskonzepten leben;
- von Ratsuchenden, die von Arbeitslosigkeit betroffen oder bedroht sind;
- von KlientInnen, die (teilweise) von Sozialhilfe leben oder überschuldet sind;
- von Menschen, die bereits verschiedenste therapeutische, sozialarbeiterische, seelsorgliche oder psychiatrische Hilfsangebote in Anspruch genommen haben, für die also Beratung nicht eine erste Anlaufstelle ist, sondern eine oder auch letzte Station neben oder nach anderen;
- von Ratsuchenden, deren Notlage sich aus gesundheitlichen, seelischen, materiellen und sozialen Problemen zusammensetzt (sog. „Multiproblemfamilien“).

Die Wahrnehmung von Veränderungstendenzen hängt dabei immer auch vom Blick des Beobachters ab: Ist der Blick für bestimmte Phänomene besonders geschärft, z.B. für sexuellen Missbrauch, frühe psychische Störungen, Verlusterfahrungen oder Sinnkrisen, werden diese auch mehr wahrgenommen.

So stellten die BeraterInnen der Reutlinger EFL-Stelle anlässlich ihrer Mitarbeit an einem EU-Projekt zur Gewaltprävention fest, dass Gewalt in Familien in den Beratungsstatistiken kaum eine Rolle spielt, bei genauem Hinhören und Nachfragen aber bei einer erschreckend hohen Zahl von Familienkonflikten physische Gewalt ausgeübt wird.

Außerdem gibt es auch regionale Unterschiede: Beratungsstellen, in deren Einzugsbereich z.B. Großbetriebe liegen, werden mit anderen typischen Problem-

lagen konfrontiert, beispielsweise mit den Auswirkungen betrieblichen Leistungs- und Konkurrenzdrucks auf die Partnerschaft, als Stellen im ländlichen Umkreis, in denen zum Beispiel Probleme des Zusammenlebens verschiedener Generationen ein häufiger Beratungsanlass sind.

Gesellschaftliche Veränderungen und Krisen in Ehe und Familie

Soziodynamik und individuelle Psychodynamik hängen ebenso zusammen wie gesellschaftliche Pathologie und individuelle Psychopathologie.

Es ist offenkundig, dass die geschilderten Problemlagen auf der Folie gesellschaftlicher Prozesse zu betrachten sind. Wirtschaftliche Rezession und soziologische Veränderungen, z. B. die Pluralisierung der Lebensformen, Individualisierung und Wertewandel sind einige Stichworte für die Phänomene, deren menschliche und familiäre Auswirkungen in der Beratung zur Sprache kommen.

Zur Soziodynamik

In dem Maß, in dem sich die gesellschaftliche und soziale Wirklichkeit verändert hat, verschärfen sich die Widersprüche zwischen Ideologien und Realität. Die Schere zwischen Freiheits-, Glücks- und Konsumerwartungen einerseits und wirtschaftlichen und sozialen Zwängen andererseits wird größer. Die

Zahl derer wächst, die den hohen persönlichen Anforderungen, die individualisierte Lebensläufe an den einzelnen stellen und dem gleichzeitigen Anpassungsdruck nicht mehr standhalten.

Nahtstellen, an denen die (psychische) Spannung reißt, sind häufig der Arbeits- und Leistungsbereich, die psychosomatische Gesundheit, vor allem aber das Feld zwischenmenschlicher Beziehungen in Partnerschaft und Familie.

Verschiedene Lebensbereiche stellen widersprüchliche Anforderungen an den Einzelnen: Ein Mann soll z. B. in der Arbeitswelt optimal anpassungsfähig, mobil, sachlich-funktionierend sein, in der privaten Welt der Familie dagegen einfühlsam, bezogen, verlässlich, konfliktbereit. Oder: Immer mehr Kindern wird infolge der Scheidung der Eltern die Verarbeitung der Trennung von primären Beziehungen abverlangt, gleichzeitig müssen sie in der Konkurrenz der Schule oder Ausbildung bestehen und sollen als spätere Partner oder Eltern bindungsfähig werden.

In einer gesellschaftlichen Umbruchsituation, in der sich politische und soziale Strukturen, Werte und Leitbilder rasant verändern, ist es nicht verwunderlich, dass persönliche Verunsicherung und das Zerbrechen von Lebensplänen zentrale Themen von Beratungen werden. Viele Partnerschaften verkraften solche Einbrüche nicht, sie brechen selbst auseinander. Es entstehen – z.B. durch Arbeitsplatzverlust, durch (psychosomatische) Krankheit, Scheidung, häufige Wohn-

ortwechsel oder Migration – auf vielfältige Weise gebrochene Biographien.

In der gegenwärtigen Lebenswelt zu funktionieren und sich in ihr zu orientieren, erfordert enorme psychische Kräfte. Wer nicht über diese verfügt, wird schnell - zunächst vielleicht nur für sich selber spürbar - „auffällig“. Je weniger Räume oder Nischen in einer Gesellschaft vorhanden sind, um Schwächen oder Schwache „aufzufangen“ und Menschen ihre Eigenarten zu lassen (z.B. im Bereich der Arbeit und der Schule), und je weniger es „tragende“ Institutionen gibt (z.B. religiöse, kulturelle oder familiäre Gemeinschaften), um so mehr werden die „Defizite“ der nicht optimal Funktionsfähigen schamlos offenbar und „untragbar“.

Öffentliche gesellschaftliche Instanzen treten mehr und mehr ihre Zuständigkeit für die psychischen und sozialen Folgen wirtschaftlicher und sozialer Veränderungen ab. Das Gesundheitswesen (als Kostenträger für psychosomatische Krankheiten, Psychotherapie usw.) und die Sozial- und Jugendhilfe werden zu Auffangbecken. Gleichzeitig verfügen diese - trotz ansteigender „Reparaturaufträge“ einer am reibungslosen Funktionieren ihrer Mitglieder interessierten Gesellschaft - über immer weniger Finanzmittel.

Psychologische Beratungsstellen bekommen in diesem Kontext *auch* die Funktion einer Nische, die andernorts im sozia-

len Netz, auch in den Kirchengemeinden, immer weniger zu finden sind. Eine alleinerziehende Frau kann (noch) zum Sozialamt gehen, wenn sie kein Geld mehr hat, oder zum Jugendamt, wenn ihre Kinder auffällig werden - aber wohin kann sie gehen, wenn sie „einfach nicht mehr kann“ (ein im Beratungszimmer häufig ausgesprochener Satz)?

Viele unserer KlientInnen sind, soziologisch betrachtet, von kollektiven Individualisierungsprozessen betroffen. Sie selbst erleben sich, wenn sie an einer Beratungsstelle Hilfe suchen, häufig als individuell Leidende oder Gescheiterte, als defizitär oder therapiebedürftig. In der Selbstzuschreibung der Betroffenen, vielleicht zuweilen auch im therapeutischen Handeln, geraten kollektive Zusammenhänge leicht aus dem Blick.

Zur Psychodynamik

Das Bewusstsein für gesellschaftliche Zusammenhänge ist ein Teil beraterischer Kompetenz. In der konkreten Beratungssituation gilt es jedoch, an der je individuellen psychischen Verarbeitung von gesellschaftlich geprägten Lebenssituationen zu arbeiten. Nicht das Erteilen von Ratschlägen oder Handlungsanweisungen, sondern das Verstehbar-werden-lassen von Krisen oder psychischen Konflikten und das Eröffnen von inneren und äußeren Handlungsspielräumen ist Aufgabe psychologischer Beratung.

Krisen im Zusammenleben in Ehe und Familie spitzen sich häufig durch individuelle psychische Verarbeitungsmuster zu, die Entwicklungen blockieren. Einige davon möchte ich kurz umreißen:

(1) Überforderung durch Ideale

Viele Ratsuchende fühlen sich psychisch und physisch überfordert durch eine Vielzahl von Anforderungen, die Beruf, Partner oder Kinder an sie stellen. Zu den konkreten Belastungen tritt jedoch häufig die Last unerreichbarer Idealvorstellungen hinzu: Es genügt nicht, die Kinder gut zu versorgen, sondern eine Frau glaubt, eine perfekte Mutter sein zu müssen. Oder: Niemand, auch nicht Freunde oder Verwandte, dürfen von den Eheschwierigkeiten eines Mannes oder seinen Versagensängsten im Beruf etwas wissen. Oder: Es befriedigt Eltern nicht, wenn ihre Kinder sich altersgemäß entwickeln, sondern sie müssen das Selbstwertgefühl der Eltern durch Höchstleistungen in der Schule und in der Freizeit stabilisieren. Vor allem die Idealvorstellungen, die an Partnerschaften herangetragen werden, zum Beispiel das Vermeiden von Aggression oder klarer Abgrenzung der Partner voneinander, sind nicht selten eine völlige Überforderung. Die Machbarkeitsvorstellungen der Gesellschaft auch für den persönlichen Bereich, z.B. die in den Medien propagierten Leistungsnormen für Sexualität, tragen zu solchen individuellen Idealbildungen bei.

Die notwendige Versöhnung des Ideal-Erstrebten mit dem Jetzt-Möglichen wird von vielen Partnern als Versagen, als Niederlage, gar als Verrat erlebt. Es entstehen Schuld- oder Rachegefühle, die verarbeitet werden müssen, damit sie der Anerkennung und Annahme der eigenen Begrenztheit und der der Partner oder Kinder nicht mehr im Wege stehen.

(2) Illusionäre Erwartungen

Des-Illusionierung ist oft dann unvermeidlich, wenn eine Partnerschaft von Anfang an mit der (unbewussten) Hoffnung überfrachtet war, alte Wunden aus der Lebensgeschichte zu heilen. Gelingt dies in den Anfängen einer Beziehung noch, beginnt häufig mit dem Auftreten von an sich konstruktiven Konflikten oder der Geburt von Kindern die Enttäuschung. War der Partner oder die Partnerin bis dahin Projektionsfläche für alles ersehnte Gute, wird er oder sie dann zur und zum „Bösen“. So sehr sich die Partner anfangs idealisierten, so sehr müssen sie sich entwerten, wenn der schmerzliche, aber letztlich befreiende Prozess der Ent-Täuschung illusionärer Beziehungsbilder nicht vollzogen wird. Diese Schritte durch die Enttäuschung hindurch ermutigend in Gang zu setzen und zu begleiten, ist eine wichtige beraterrische Aufgabe.

(3) Erstarnte Beziehungsmuster

Viele Konflikte in Paarbeziehungen beruhen auf erstarrten Interaktionsmustern. Die von jedem Individuum zu leistende

Aufgabe der Versöhnung von Grundpolaritäten des menschlichen Lebens wird gleichsam an die Partnerschaft „abgetreten“. Solche Grundpolaritäten sind zum Beispiel: Autonomie - Abhängigkeit, Abgrenzung - Hingabe, Bindung - Freiheit, Spontaneität - Verlässlichkeit, Nähe - Distanz. Es gilt für jeden Menschen immer wieder neu, für die eigene Person eine stimmige Balance der Polaritäten zu suchen. Nur einen Pol selbst zu leben, den anderen an einen Beziehungspartner zu delegieren, kann zunächst als eine Lösung des Dilemmas erscheinen. Festgeschriebenes (geschlechtsspezifisches) Rollenverhalten, z.B. die Frau sorgt für die Nähe, der Mann für die Distanz, oder: der Mann lebt die Autonomie, die Frau die Abhängigkeit usw., ist eine solche Scheinlösung. Sie verkürzt die personale Ganzheit und ist nur selten dauerhaft befriedigend, auch wenn sie mehr oder weniger bewusstes Motiv für die Partnerwahl war. In länger dauernden Beziehungen entsteht dann irgendwann ein Tauziehen, ein Kampf um - oder auch gegen - die nicht gelebte Seite der Polarität. Viele Paare kommen mit unlösbar zugespitzten Alltagskonflikten, die auf solchen erstarrten Beziehungsmustern beruhen. In der Beratung gilt es, diese Muster bewusst werden zu lassen, oft auch ihre lebensgeschichtlichen Wurzeln zu erkennen, und durch neue Erfahrungen zu einem lebendigeren Gleichgewicht in der eigenen Person und in der Partnerschaft zu finden.

(4) Eskalationen in Trennungssituationen

Paarbeziehungen, in denen es völlig misslingt, die obengenannten Entwicklungsschritte zu vollziehen, können in Resignation und Entfremdung langsam absterben oder eskalieren in destruktiven Auseinandersetzungen, die häufig in Trennungs- und Scheidungsabsichten münden. Leider entschließen sich viele Paare viel zu spät, beraterische oder therapeutische Hilfe für ihre Beziehung in Anspruch zu nehmen. Aber auch dann gelingt es nicht immer, die Partnerschaft wieder zu verlebendigen. Können Partner den „Beziehungstod“ akzeptieren und betrauern, sind auch konstruktive Lösungen für das gemeinsame Hab und Gut und für gemeinsame Kinder möglich. Gelingt dies nicht und werden Schmerz und Trauer über die zerbrochene Beziehung vermieden, können verzweifelte Kämpfe um Macht und Unterwerfung entstehen. Physische und psychische Gewalt wird zum Symptom beziehungsmaßiger Ohnmacht. Leider wird häufig durch die Einschaltung von Anwälten die Eskalation und Spaltung mit juristischen Mitteln vorangetrieben. Es beginnt ein Kampf, z.B. um die Wohnung oder um das Sorge- oder Umgangsrecht, in dem vor allem die Kinder die Leidtragenden sind. Können sich die Partner jedoch auf einen Prozess der inneren und äußeren Trennung einlassen, wird ein menschlicher Abschied und die Basis für einen guten Neubeginn möglich.

Psychologische Beratungsarbeit versteht sich als Katalysator und professionelle Begleitung in solchen Klärungsprozessen und Krisen. In ihrem Selbstverständnis und ihren methodischen Ansätzen ist sie einer Beziehungsorientierung und Subjektorientierung verpflichtet. Sie versteht sich als eine Form der heilenden Seelsorge und damit als ein spezialisiertes pastorales Angebot der Kirche.⁵⁰

Partnerschaft und Familie als Anliegen von Psychologischer Beratungsarbeit und Erwachsenenbildung - Aufgaben, Zusammenarbeit, Impulse

Psychologische Beratungsarbeit und Erwachsenenbildung sind zwei genuine kirchliche Dienste mit unterschiedlichen Profilen.

Die Anliegen der Erwachsenenbildung, die in dem Grundsatzpapier: „Hoffnung ist Auftrag. Offene Erwachsenenbildung in katholischer Trägerschaft“ vom Diözesanratsausschuss Erwachsenenbildung und Kultur im Jahr 1997 programmatisch formuliert wurden, stehen in enger Verbindung zu den Grundanliegen psychologischer Beratungsarbeit .

Gemeinsame Wurzel beider ist die vom Zweiten Vatikanischen Konzil ausgehende Öffnung der Kirche zum Menschen in

seiner Lebenswelt. Beide Dienste wollen über die Grenzen der Gemeinden hinaus Menschen dort begegnen, wo sie stehen.

Für die kirchliche Erwachsenenbildung wie für psychologische Beratung ist „Offenheit“ konstitutives Merkmal. Aus der Sicht der Beratungsarbeit hat Offenheit mehrere Bedeutungsebenen: Zunächst heißt es, dass das Angebot allen Menschen - unabhängig von ihrer Konfession, Religion, Nationalität usw. - offen zugänglich sein soll. „Offenheit“ bezeichnet aber auch eine besondere Haltung dem Menschen als „Anderen“ gegenüber: das lebendige Interesse an seinem (Er)leben ohne Vor-Urteil, Bevormundung, moralische oder dogmatische Belehrung. Und schließlich benennt „Offenheit“ das Ziel: menschliche Räume zu öffnen, in denen Menschen sich zur Sprache bringen können, in denen Mündigkeit und Dialog entsteht.

Ebenso ist das Stichwort „Hoffnung“ ein Schlüsselwort für das Anliegen beider Dienste. Es geht „um die Menschwerdung des Menschen, um Identität und Authentizität“. Beide gehen „davon aus, dass Menschen auf der Suche sind nach sich selbst, nach ihrem Ort in der Welt und nach dem, was sie in der Welt zu tun haben“ (vgl. „Hoffnung ist Auftrag“, S. 6). Beide verstehen sich in je spezifischer Weise als „Weg, auf dem Menschen zu einem vertieften Selbst- und Weltbewusstsein kommen, also Identität gewinnen können“ (ebd. S. 14).

⁵⁰ Vgl. dazu das Positionspapier: „Qualitätsmerkmale der psychologischen Beratungsarbeit in Ehe-, Familien- und Lebensfragen in der Diözese Rottenburg-Stuttgart“, 1998.

Wie für die Beratungsarbeit ist es auch für die Erwachsenenbildung unerlässlich, die gesellschaftliche Situation, die ökonomischen, politischen, sozialen und individuellen Bedingungen, in denen Einzelne, Paare und Familien leben, genau wahrzunehmen und zu analysieren (vgl. ebd. S. 7ff.). Auf der Grundlage dieser Analyse, zu der die Erfahrungen aus der psychologischen Beratung ein wichtiger Beitrag sein können, können Angebotschwerpunkte entwickelt werden.

Komplementäre Aufgaben

Die Erfahrung zeigt, dass sich viele Themen von Beratungsgesprächen mit Paaren und Eltern mit den Themen von Bildungsangeboten decken: Erziehungsfragen, Gestaltung von Ehe und Partnerschaft, Auseinandersetzung mit Sinnfragen und mit gesellschaftlichen Veränderungen. Themen aus dem Bereich der Persönlichkeitsbildung, Lebensorientierung und Lebenshilfe sind ein Schwerpunkt der kirchlichen Bildungsarbeit. In diesem Bereich sind die Berührungspunkte von Erwachsenenbildung und Beratung am engsten.

Es gilt aber auch zu unterscheiden: Bildungsarbeit und psychologische Beratung sind nicht identisch. Beide haben eine spezifische Fachlichkeit und erfordern eine je eigene Professionalität. Bildungsmethodik und -didaktik setzt ein anderes Wissen und Können voraus als beraterisch-therapeutische Arbeit.

Lernort der Erwachsenenbildung ist die Gruppe – sei es der vertrautere Kreis ei-

nes Seminars oder die öffentliche Diskussion. In der Auseinandersetzung mit Gleichinteressierten oder Gleichbetroffenen, im sozialen Lernen, im Teilen von Erfahrungen liegt die besondere Chance der Erwachsenenbildung.

Der Raum der psychologischen Beratung dagegen ist nicht-öffentlich, verschwiegen, vertraulich. (Dies gilt besonders auch für therapeutische Gruppen, die in der Beratungsarbeit jedoch viel seltener sind als Einzel- oder Paarberatung.) Die besondere Distanz der Beratungsbeziehung zu vertrauten Gesprächspartnern im Alltag hat - im Unterschied zur Bildungsarbeit - ihre eigene Dynamik und Chance. Für viele Menschen ist die Verschwiegenheit der Beratungssituation die Bedingung, sich zu öffnen und sich mit der eigenen Wirklichkeit auseinanderzusetzen, vor allem dann, wenn es um die Erfahrung von Grenzen und Scheitern geht und um das, was sich hinter den Kulissen der intakten (christlichen) Ehe und einer „heilen“ Familie abspielt.

Bildungsarbeit setzt in gewissem Sinn ein lern- und handlungsfähiges Subjekt voraus. Beratungsarbeit dagegen hat zum Ziel, an Blockaden, Krisen und seelischen Konflikten zu arbeiten, damit das Subjekt seine eigenen Kräfte wiedergewinnt und entscheiden und handeln kann.

Bildung geschieht in der Auseinandersetzung des Subjekts mit der „Sache“, der Welt, dem „Stoff“ und ist exemplarisch. Psychologische Beratung ist demgegen-

über immer (nur) auf die je individuelle Lebensgeschichte und persönliche Situation bezogen. Konkret heißt das: „Material“ einer Bildungsveranstaltung kann ein Text sein, z.B. ein Gedicht, „Material“ im Beratungsgespräch ist der vom Ratsuchenden erzählte eigene Traum.

Es gibt allerdings eine Schnittmenge von pädagogischem und beraterischem Handeln, der im Begriff der „psychoedukativen Methoden“ zum Ausdruck kommt. Hierzu gehören Methoden der Selbsterfahrung, Kommunikationsübungen, das Psychodrama, Imaginationsübungen u.ä. Der Einsatz derartiger Methoden im Kontext der Erwachsenenbildung birgt allerdings das Risiko, dass psychische Prozesse in Gang kommen, die in der Gruppe, z.B. im Rahmen eines EPL-Kurses, nicht aufgefangen und verarbeitet werden können.

In solchen Situationen können Bildung und Beratung sich sinnvoll ergänzen, z.B. durch Vermittlung eines schwierigen Paares oder einer psychisch überforderten alleinerziehenden Frau an eine Beratungsstelle, aber auch durch Supervision von MitarbeiterInnen der Erwachsenenbildung durch psychologische BeraterInnen. Auch die umgekehrte Ergänzung ist sinnvoll: Ratsuchende, die in einer Beratungsstelle individuelle Hilfe für sich suchen, finden parallel dazu oder danach in einem Gruppenangebot der Erwachsenenbildung wichtige Anstöße und die Solidarität einer Gruppe.

Eine aufgeschlossene, konkurrenzfreie Ergänzung von Bildungs- und Beratungsangeboten kann auch die präventive Funktion beider Dienste für das Gelingen von Ehe und Familie unterstützen. Bildung im Sinne von Mündigwerden will (im Sinne Hartmut von Hentigs) „die Sachen klären, die Menschen stärken“. Die rein kognitive Aufklärung oder Belehrung - das zeigt das Schulwesen - reicht zur persönlichen Stärkung nicht aus. Die persönliche Auseinandersetzung mit der „Sache“, vor allem dann, wenn sie zu einem Zeitpunkt konkreter Aufgeschlossenheit oder Betroffenheit erfolgt, hingegen stärkt eigene Kompetenzen. In diesem Sinn sind Teilnehmerzentrierung und Lebensweltorientierung die Bedingungen dafür, dass Bildung als primäre Form von Prävention nicht versandet.

In der Beratungsarbeit machen BeraterInnen immer wieder die Erfahrung, dass selbst den „aufgeklärtesten“ KlientInnen kognitives Wissen über Beziehungen oder Erziehung nicht weiterhilft, wenn psychische Blockaden entstanden sind. Beratungsarbeit leistet vor allem Prävention auf dieser sekundären Ebene, auf der es darum geht, dass solche Krisen und Blockaden nicht zu dauerhaften Störungen führen.

Kooperation und Impulse

Zu den komplementären Aufgaben von Beratung und Erwachsenenbildung im Feld von Ehe und Familie können schließlich vielfältige Formen der Ko-

operation treten, die an vielen Orten der Diözese seit Jahren praktiziert werden: in Männergruppen, in der Ehevorbereitung, in der Arbeit mit Alleinerziehenden, in Trauergruppen usw. Kooperation ist fruchtbar auf der Ebene der MitarbeiterInnen, wenn das jeweils spezifische theoretische und methodische Wissen beider Arbeitsansätze genutzt wird. Kooperation ist auch sinnvoll im Aufspüren relevanter Themen: Welche Fragen beschäftigen Partner und Familien? In welchen Bereichen der Lebensbewältigung brauchen sie Unterstützung? Die Beratungserfahrung zeigt, dass dies oft nicht die lauthals diskutierten Themen sind, sondern Themen, die in Gesellschaft und Kirche an den Rand gedrängt werden.

Aus der Sicht der Ehe-, Familien- und Lebensberatung lassen sich abschließend folgende Impulse für die Erwachsenenbildung benennen:

- Kirchliche Erwachsenenbildung kann durch ihr Themenangebot mit dazu beitragen, die Beratungserfahrungen über das Gelingen und Misslingen von Partnerschaft und Familie in das kirchliche und gesellschaftliche Bewusstsein zu transportieren.
- Erwachsenenbildung sollte (weiterhin) Kompetenzen für das Zusammenleben in Partnerschaft und Familie stärken, vor allem durch Arbeit mit Zielgruppen: Paare vor der Ehe, junge Eltern, Frauen und Männer in der Lebensmitte, Menschen in besonderen Familienformen, z.B. Fortsetzungsfamilien, Alleinerziehende, biculturelle Familien, ältere Ehen.
- Bildungsangebote sollten Sprachrohrfunktion übernehmen für Themen, die in Gesellschaft und Kirche verschwiegen und ausgegrenzt werden: z.B. Gewalt in Familien, Scheitern von Beziehungen, Ursachen und Auswirkungen von Armut in Familien, Folgen und Verarbeitung von Trennung und Scheidung bei Erwachsenen und Kindern. Sie können belastende Mythen über Liebe, Sexualität, Erziehung aufklären und Menschen realistische Einschätzungen partnerschaftlichen und familiären Zusammenlebens vermitteln.
- Erwachsenenbildung sollte die gesellschaftlichen Ursachen und auch die kirchlichen Erblasten, die das Zusammenleben in Ehe und Familie beschweren, zur Sprache bringen. Sie kann die Zusammenhänge von Strukturen und familiärer Lebensbewältigung aufdecken und damit Entlastung schaffen für alle, die konflikthafte Ehe- und Familiensituationen als subjektives Versagen erleben.
- Kirchliche Erwachsenenbildung hat die Chance, durch ihre vielfältigen Angebotsformen in Seminaren, kontinuierlichen Gruppen, Bildungsfreizeiten usw. Orte gemeinsamen Lernens und geteilter Erfahrung für Paare und Familien zu schaffen. Es ist zu wünschen, dass sie dabei auch die Menschen erreicht, die sich in der

„heilen Welt“ mancher kirchlicher Gemeinden oder auch anderer Bildungsträger nicht (mehr) wohl fühlen, weil ihre Biographien Brüche und Narben enthalten. Wenn sie Räume gemeinsamen Lernens und

gemeinsamer Erfahrung eröffnet, in denen erlebt werden kann, was Partnerschaft und Familie „trotz allem“ gelingen lässt, entspricht Erwachsenenbildung ihrem Leitbild „Hoffnung ist Auftrag“.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Hefts

Mechthild Alber

Dipl. theol., Pastoralreferentin, Stuttgart.

Otto Baur

Pfarrer, ehem. Diözesanfamilienseelsorger, Stuttgart.

Achim Battke

Dr.rer.soc., Akademiereferent, Stuttgart.

Inge Buck

Dipl.päd., Fachreferentin Ehe und Familie, Stuttgart.

Walter Freitag

Bildungsreferent, Leiter des Katholischen Bildungswerks Göppingen e.V.

Michael Graff

Pfarrer, Referent, für Medienpädagogik, Alpirsbach.

Hans-Günter Gruber

Dr.theol. habil., Professor für Katholische Theologie in der Sozialen Arbeit an der Katholischen Stifungsfachhochschule München; Ehe- und Familienberater.

Anna Elisabeth Jäger

Bildungsreferentin für Frauen, Partnerschaft und Familie, Ravensburg.

Michael Krämer

Dr.theol., Referent für kulturelle und politische Bildung beim Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Stuttgart.

Renate Oetker-Funk

Dipl.theol., Dipl.päd., Psychologische Beratungsstelle für Ehe-, Familien- und Lebensfragen, Tübingen.

Hubert Pfeil

Dipl.theol., Dipl.päd., Bildungsreferent, Leiter des Katholischen Bildungswerks Ostalbkreis e.V.

Wilfried Vogelmann

Dipl.theol., Fachreferent Männer, Stuttgart.

Renate Weiß-Kreidler

MA, Bildungsreferentin, Katholisches Bildungswerk Kreis Biberach e.V.

Cartoons von Peter Gaymann

Peter Gaymann hat uns dankenswerterweise erlaubt, sechs seiner Cartoons aus der Reihe DIE PAAR PROBLEME kostenlos in diesem Heft abzdrukken. Sie finden sich auf den Seiten 34, 66, 71, 73, 85 und 110. Copyright by Peter Gaymann / CC Cartoon Concept Hannover

Bild auf S. 93: *Besorgt um sie - Autour d'elle - Taking care of her*

Marc Chagall, 1945. Paris, Centre National d'Art et de Culture Georges Pompidou

© VG Bild-Kunst, Bonn 1999

Veröffentlichungen Stuttgarter Hefte

- Nr. 1 Literatur in der Erwachsenenbildung¹
Nr. 9/10 Ökologie lernen
Nr. 12/13 Ehe und Familie
Nr. 14/15 Altenbildung
Nr. 17/18 Frauenbildung
Nr. S 20 Jahre Bildungswerk (Sondernummer)
Nr. 23 Mutter-Kind-Gruppen¹
Nr. 25/26 Feministische Frauenbildung
Nr. 27 Offene Erwachsenenbildung in katholischer Trägerschaft
Nr. 28/29 Religiöser Tanz
Nr. 31/32 Gotteskrise?
Nr. 33 Jahresbericht 1996/1997
Nr. 34 Dokumentation 25 Jahre Diözesanbildungswerk
Nr. 36 Jahresbericht 1997/1998
Nr. 37 Älter werden - Leben gestalten
Nr. 38/39 In Beziehungen leben - Familie zwischen Chaos und Utopie

(¹ als Kopie erhältlich)

Die Einzelnummern (ca. 50 Seiten) sind zum Preis von DM 5,00, die Doppelnummern (ca. 100 Seiten) zum Preis von DM 8,50 jeweils incl. Porto und Verpackung erhältlich. Die Sondernummer (166 Seiten) kostet incl. Porto und Verpackung DM 11,50; das Heft Nr. 28/29 „Religiöser Tanz“ 16,50.

Zu beziehen beim Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart,
Postfach 70 01 37, 70571 Stuttgart,
Telefon 0711/97 91 - 207,
Fax 0711/97 91 - 157.

Grundkurs Bibel - Neues Testament

Werkbuch für die Bibelarbeit mit Erwachsenen; Hg.: Katholisches Bibelwerk e.V. in Zusammenarbeit mit der Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart 1989 (DM 148,00).

Grundkurs Bibel - Altes Testament

Werkbuch für die Bibelarbeit mit Erwachsenen; Hg.: Katholisches Bibelwerk e.V. in Zusammenarbeit mit der Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart 1993 (DM 168,00).

Beide Werke sind über den Buchhandel erhältlich.

Impressum:

Stuttgarter Hefte

Beiträge zur

Katholischen Erwachsenenbildung

Herausgeber: Bildungswerk der

Diözese Rottenburg-Stuttgart,

Jahnstraße 30, 70597 Stuttgart

Konzeption: Fachbereich Ehe und Familie

Redaktion: Achim Battke und Wolfgang Wieland

Gradikdesign: Atelier Lieb, Fellbach

Druck: Offset-Druck Hoffmann, Kornwestheim

Auszugsweise Vervielfältigung unter Angabe
der Quelle ist ausdrücklich erwünscht.

ISSN 0934-0599